# Die freien Schützen.

Dritter Band.

# Die freien Schützen.

Von

Gustav Aimard.

Deutsch

von

W. E. Drugulin.

Dritter Band.

Leipzig, 1862.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

## Erstes Kapitel.

### Auf dem Meere.

Es mochte vier Uhr Morgens sein und helle Streifen zogen sich am Horizonte hin, während die blauen Wellen von einem röthlichen Lichte bestrahlt waren, die den bevorstehenden Aufgang der Sonne andeuteten. Ein leichtes Fahrzeug wurde allmählich hinter dem dichten Nebel, der es bisher verhüllt hatte, sichtbar, und steuerte unter dem Winde, dessen Süd-Südwestliche Stöße den Lauf desselben aufhielten, mühsam an der felsigen und gefahrvollen Küste entlang, welche die Bucht von Galveston bildet und die Mündung des Rio Trinidad bezeichnet.

Es war ein hübsches, höchstens ~~drei~~ Tonnen haltendes Schiff von leichter zierlicher Bauart und hohen, anmuthig zurückgelehnten Masten, welches sich flink und keck bewegte.

Das sauber getheerte und aufgerollte Segel- und Takelwerk, die gleichmäßig aufgezogenen Segelstangen, vor Allem aber die drohenden Mündungen von vier

kleinen Böllern, welche rechts und links aus den Lucken der Seitenwände des Schiffes gähnten, sowie der lange Dreißigpfünder, dessen länglicher Lauf sich auf dem Vordertheile desselben zeigte, deuteten an, daß das Schiff, wenn seine Flagge auch nicht ein Kriegsschiff verrieth dennoch vorkommenden Falles ausgerüstet war, den Kreuzern die Spitze zu bieten, welche seinen Lauf etwa hindern wollten.

In dem Augenblicke wo es unsern Augen sichtbar wird, schien sich außer dem Steuermann, der sein Steuer führte und einer zweiten Gestalt, die rauchend auf dem Hintertheile des Schiffes auf und ab ging, Niemand auf dem Verdecke der Brigg zu befinden. Blickte man aber aufmerksamer hin, so hätte man im Vordertheile des Schiffes ohngefähr fünfzehn Mann schlafend am Boden liegen sehen können, welche die Schiffswache übernommen zu haben schienen, und beim geringsten Zeichen ermuntert werden konnten.

„Wahrhaftig!" sagte plötzlich der Raucher, zum Steuermann gewendet, indem er am Compaßhäuschen stehen blieb, „ich glaube, daß der Wind sich günstig wendet, wie?"

„Ja, Meister Lovel," antwortete der Matrose, indem er grüßend die Hand an seine wollene Mütze legte, „er hat sich um zwei Viertelstriche gedreht."

Derjenige, welcher den wohlklingenden Namen Lovel trug, wird eine gewisse Rolle im Verlaufe unserer Erzählung spielen, wir bitten daher den Leser um

die Erlaubniß, ihn in wenigen Worten schildern zu dürfen.

Es war ein Mann von ohngefähr fünfzig Jahren, dessen Gestalt fast eben so breit als lang, und der einem Fasse mit Füßen nicht unähnlich war, obwohl er ebenso außerordentliche Kraft als Gewandtheit besaß. Seine bläulich gefärbte Nase, seine dicken Lippen und sein rothes, von einem dichten röthlichen Backenbarte eingefaßtes Gesicht hatten einen munteren Ausdruck, welchem seine kleinen grauen, tiefliegenden Augen, die feurig und entschlossen aus ihren Höhlen blitzten, einen Anstrich von Freigeisterei und Spottsucht verliehen.

Was seinen Charakter betrifft, so war es ein wackerer, würdiger, biederer und ehrlicher Mann und trefflicher Matrose, der nur zwei Dinge, oder vielmehr zwei Wesen auf der Welt liebte, nämlich: seinen Capitain, den er, wie er selbst häufig erzählte, erzogen und ihn von der Seekrankheit dadurch geheilt hatte, daß er ihm Taback eingab, und sein Fahrzeug, welches er hatte erbauen sehen, und welches er, sobald es flott gemacht worden war, betreten hatte, um es nicht wieder zu verlassen.

Meister Lovel hatte weder seinen Vater noch seine Mutter gekannt; seine Brigg und sein Capitain mußten ihm daher die Familie ersetzen. Er hatte alle Liebesfähigkeit seines Herzens, die lange in ihm geschlummert, so ausschließlich seinen beiden Lieblingen zugewendet, daß seine Zuneigung sowohl für den Einen, wie für

den Anderen keine Grenzen kannte, und, allen Schranken der Vernunft trotzend, sich zu einer Art Fanatismus gesteigert hatte.

Der Capitain, von welchem wir bald ausführlicher sprechen werden, erwiederte die Freundschaft, welche der alte Matrose für ihn hegte, in reichem Maße.

„Hört, Lieutenant," bemerkte der Steuermann, der sich durch die Art, wie ihn sein Vorgesetzter angeredet hatte, ermuthigt fühlte, „wißt Ihr auch, daß wir, ohne Euch zu nahe zu treten, einen sonderbaren Lauf beobachten?"

„Findest Du, mein Junge?"

„Nun, das fortwährende Laviren und das Boot, was wir an's Land geschickt haben und das nicht wiederkommt, scheint mir ziemlich sonderbar."

„Hm!" brummte der Officier, ohne weiter auf den Gegenstand einzugehen.

„Wohin segeln wir denn eigentlich auf die Art, Lieutenant?" fuhr der Matrose fort.

„Liegt Dir außerordentlich viel daran, es zu erfahren?" fragte Meister Lovel mit seiner gewohnten halb spöttischen Miene.

„Je nun," entgegnete Jener, indem er seinen Kautaback im Munde herumdrehte und einen Strahl schwärzlichen Saftes ausspie, „ich gestehe, daß es mir nicht unlieb wäre."

„Wirklich? . . . Nun, höre, my boy," sagte der alte Seemann spottend, „wenn dich Jemand darnach

fragt, so wirst Du sagen, daß Du es nicht weißt; auf die Art bist Du sicher, Dich nicht verdächtig zu machen, und kannst Dich nicht irren."

Nachdem er sich eine Zeit lang an dem verblüfften Gesichte geweidet, welches der Steuermann auf diese Antwort schnitt, fügte er hinzu:

„Gieb das Zeichen, my dear, die Sonne geht dort hinter den Bergen auf; wir werden gleich die Wache ablösen."

Hierauf steckte der Schiffslieutenant die Pfeife wieder in den Mund und setzte seine Wanderung fort.

Der Matrose griff nach dem Strange, der an dem Klöppel der Glocke befestigt war, und schlug vier Doppelschläge an.

Bei diesem wohlbekannten Zeichen sprangen die am Boden liegenden Männer auf, stürmten auf das Zwischendeck und schrieen aus Leibeskräften:

„Die Quartierwache der rechten Seite herauf! Auf! Es ist um vier Uhr, Wache, auf! auf!"

Sobald die Wache abgelöst war, ertheilte der Schiffsmeister die nöthigen Befehle zur Säuberung des Schiffes; als sich dann der dichte Nebel, welcher das Fahrzeug während der ganzen Nacht wie in ein Leichentuch gehüllt hatte, allmählich vor den Strahlen der aufgehenden Sonne, die hinter einer purpurrothen Dunstwolke aufstieg, verzog, ließ er einen Schiffsjungen als Vedette auf die Querstange des Bramsegels steigen, um in die Ferne zu spähen und die Küste zu beobachten,

an welcher das Schiff entlang segelte. Nachdem der alte Matrose auch dieser Pflicht genügt hatte, setzte er seine Wanderung fort, indem er einen Blick auf die Masten warf und zwischen den Zähnen murmelte:

„Ich möchte eigentlich wissen, wo wir hinsegeln. Es wäre wirklich hübsch von ihm, wenn er mir es sagte; wir segeln geradezu in der Irre umher und haben von Glück zu sagen, wenn wir ganzbeinig davonkommen."

Plötzlich heiterte sich seine Miene auf und ein vergnügtes Lächeln erhellte sein breites Gesicht.

Der Capitain trat nämlich eben aus seiner Kajüte und zeigte sich auf dem Verdecke.

Der Capitain Johnson war zu jener Zeit ein Mann von höchstens dreiunddreißig Jahren; er war von mittler Größe, sein Benehmen einfach, ungezwungen und freundlich; seine männlichen, scharfgeschnittenen Züge und seine schwarzen klugen Augen verliehen seinem Ausdrucke einen Anstrich von Hoheit und Rechtschaffenheit, gepaart mit Kraft.

„Guten Morgen, Vater," redete er Meister Lovel an, indem er ihm herzlich die Hand drückte.

„Guten Morgen, mein Junge," antwortete dieser, „hast Du gut geschlafen?"

„Sehr gut, ich danke, Vater. Was giebt es Neues?"

Bei dieser scheinbar einfachen Frage stellte sich der Lieutenant in Positur, griff an den Hut und antwortete in ehrerbietigem Tone:

„Es giebt nichts Neues an Bord, Capitain; ich habe die Brigg um drei Uhr umlegen lassen und Eurem Befehle gemäß laviren wir unter dem Winde, indem wir sechs und zwei Drittel Knoten während der Stunde segeln, die Bramsegel aufgezogen halten und die Spitze von Galveston stets links lassen."

„Gut," antwortete der Capitain, indem er einen Blick auf den Compaß und die Segel warf.

In allen Dingen, welche den Dienst betrafen, ließ es sich Meister Lovel, trotz der wiederholten Vorstellungen seines Vorgesetzten, nicht nehmen, den Ton und das Benehmen eines Untergebenen anzunehmen. Da der Capitain sah, daß sich der alte Matrose von der einmal angenommenen Gewohnheit nicht loszusagen vermochte, achtete er schließlich nicht mehr darauf, sondern ließ ihn gewähren.

„Hört, Capitain," fuhr der Lieutenant in etwas unsicherem Tone fort, „wir nähern uns der Durchfahrt, habt Ihr die Absicht, hinein zu segeln?"

„Allerdings."

„Aber wir laufen Gefahr unterzugehen."

„Unsinn."

„Hm! ich meinestheils sehe nicht wie wir uns aus der Verlegenheit ziehen werden."

„Das sollst Du schon sehen; müssen wir überdieß nicht ausgehen, unser Boot zu finden, welches noch nicht zurückgekehrt ist?"

„Das ist wahr; daran dachte ich nicht."

„Siehst Du wohl; was machen unsere Passagiere?"

„Ich habe sie heute noch nicht erblickt. Wahrscheinlich werden sie sich bald auf dem Verdecke zeigen."

„Ein Schiff!" rief die Vedette vom Maste herunter.

„Ich habe es erwartet," sagte der Capitain.

„Müssen wir umlegen?"

„Im Gegentheile, wir müssen ohne Sang und Klang an dem Fort, das die Bucht beherrscht, vorübersegeln."

„Das verstehe ich nicht."

„Sei unbesorgt, Du wirst es bald verstehen."

Hierauf rief er der Vedette zu:

„In welcher Richtung befindet sich das Schiff?"

„Auf der rechten Seite unter unserem Winde; es kommt aus einer Bucht, in welcher es sich verborgen gehalten, und läuft mit vollen Segeln auf die Brigg zu."

„Gut," antwortete der Capitain; „siehst Du," fuhr er zu Meister Lovel gewendet fort, „das Schiff macht Jagd auf uns; wir wollen allmählich so laviren, daß wir das Fort der Durchfahrt und die Batterie, deren Feuer sich mit demselben kreuzt, umsegeln. Die Mexikaner, welche uns in der Ueberzeugung beobachten, daß wir ihrem Kreuzer nicht entgehen können, werden sich nicht die Mühe geben, auf uns zu schießen, sondern uns unangefochten vorüber lassen."

Nachdem der Capitain seinen Lieutenant verlassen, der ganz betroffen stand über die seltsamen Aeußerungen die ihm völlig unverständlich waren, stieg der Capitain

auf die Seitenbank, stützte sich an die Seitenwand und folgte aufmerksam den Bewegungen des von der Vedette signalisirten Schiffes.

Eine Stunde verstrich auf solche Weise ohne in der gegenseitigen Stellung der beiden Schiffe etwas zu ändern; da indessen die Brigg nicht die Absicht hatte, sich zuviel von dem Kreuzer zu entfernen, hatte sie nur den kleinsten Theil ihrer Segel aufgezogen.

Das Losungswort zum Kampfe wurde flüsternd gegeben, und dreißig kräftige, vollständig bewaffnete Matrosen stellten sich neben den Segeln auf und waren bereit auf das erste Zeichen des Capitains zu manövriren.

Die Brigg näherte sich indessen seit beinahe einer Stunde dem Cap, und da es eine unsichtbare Klippe, deren Lage der Capitain nicht genau kannte, umschiffen mußte, ließ er die Bram- und Untersegel einziehen und warf die Sonde aus. Der Kreuzer hingegen hatte alle Segel aufgezogen und kam augenscheinlich näher, so daß man bald eine Corvette erster Größe erkennen konnte. Der schwarze Rumpf des Schiffes, welcher der ganzen Länge nach von einem weißen Streifen durchschnitten war, in welchem aus fünfzehn Lucken die Mündungen der Kanonen gähnten, war bereits deutlich zu erkennen. Auf der nahen Küste standen eine Menge Menschen beiderlei Geschlechtes, welche dem Verlaufe der seltsamen Jagd mit Geschrei und Händeklatschen folgten.

Plötzlich erhob sich eine leichte Dampfwolke über dem Vordertheile der Corvette, ein Kanonenschuß donnerte

dumpf herüber und die mexikanische Flagge wurde aufgezogen.

„Aha!" sagte Capitain Johnson, indem er willenlos die Spitze der Cigarre zerbiß, die er im Munde hatte, „er entschließt sich endlich das Incognito abzulegen. Wohlan, Lieutenant, eine Höflichkeit ist der andern werth; wir müssen ihm gleichfalls unsere Farbe zeigen; sie sind beim Teufel der Ehre wohl werth."

Bald darauf flatterte eine gesternte Flagge majestätisch von dem Hintertheile der Brigg.

Sobald sich die Farben der vereinigten Staaten so unerschrocken zeigten, erhob sich von der mexikanischen Corvette ein zorniges Hurrahgeschrei, welches die auf dem Vorgebirge versammelte Menge wiederholte, ohne daß man aus der Ferne hätte unterscheiden können, ob die auf dem Festlande versammelte Menge vor Freude oder Zorn schrie.

Die Sonne stieg unterdessen höher, der Tag rückte vor, es mußte ein entscheidender Schritt geschehen und zwar um so mehr, als die Corvette im Bewußtsein ihrer Kraft sich fast auf Schußweite genähert hatte, und ohne Zweifel bald das Feuer auf das amerikanische Fahrzeug eröffnen würde. Seltsamer Weise hatte die Besatzung sowohl des Forts als der Batterie, wie es der Capitain vorausgesehen hatte, die Brigg unangefochten das Cap umsegeln lassen, was sie mit der leichtesten Mühe, vermittelst eines Kreuzfeuers hätte verhindern können.

Der Capitain winkte seinen Lieutenant zu sich heran, beugte sich zu ihm und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr.

„Haha!" lachte der Lieutenant herzlich, „das ist ein Einfall, jetzt kann die Sache lustig werden."

Ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, begab er sich auf das Vordertheil des Schiffes.

Als er die dort aufgestellte Kanone erreicht hatte, ließ er sie sorgfältig wenden und fügte der gewöhnlichen Ladung eine Kugel und etliche Kartätschen hinzu; hierauf wählte er einen Standpunkt, erfaßte die Schwanzschraube des Geschützes, winkte dann den rechts und links aufgestellten Gehülfen, die, mit Hebebäumen versehen, seiner Befehle harrten und fing an das Geschütz sorgfältig zu richten, indem er nicht nur die Entfernung der beiden Schiffe, sondern auch die durch die Schwankungen und Bewegungen der Wellen unvermeidlichen Abweichungen berechnete. Als er endlich das gewünschte Resultat erreicht zu haben meinte, griff er nach dem Strange der Batterie, trat zurück und winkte dem Capitain, welcher von seiner Bank aus ungeduldig auf das Ende jener Vorbereitungen wartete.

„Achtung!" rief Letzterer, „Mannschaft überall!"

Es folgte ein Augenblick banger Erwartung.

„Haben wir parirt?" fragte der Capitain.

„Ja," antwortete der Lieutenant.

„Umlegen!" commandirte der Capitain, „Querbalken herunter! Die Vedette vom Maste herunter

Quartierwache hinten abgelöst! Quartierwache vorn abgelöst! Holt das Bramsegel bei! Holt die Untersegel bei! Werft das Seil aus!"

Die Matrosen eilten nach dem Takelwerke und das Schiff folgte der erhaltenen Richtung und wendete sich langsam um. In dem Augenblicke, wo es umlegte und das Vordertheil quer der Corvette zuwandte, zog Meister Lovel, der eine günstige Gelegenheit, den erhaltenen Befehl zu vollziehen, eifrig erwartete, den Strang der Batterie und gab Feuer. Die über einen so unerwarteten Angriff betroffenen Mexikaner, welchen sie von Seiten eines scheinbar weit schwächeren Feindes weit entfernt gewesen zu erwarten, erwiederten das Feuer mit Heftigkeit und ein wahrer Hagel von Blei und Eisen schlug mit furchtbarem Getöse auf das Verdeck und die Masten des Schiffes und hüllten es in eine Rauchwolke.

Das Fort und die Batterie beobachteten fortwährend die strengste Neutralität.

Der Capitain Johnson gab sich nicht die Mühe, das Feuer zu erwiedern.

„Haltet Euch unter dem Winde!" sagte er; „zieht die Seitensegel ein, der Spaß ist aus, Jungens!"

Die Brigg setzte hierauf ihre Reise fort.

Als sich der Rauch verzogen hatte, wurde die mexikanische Corvette wieder sichtbar.

Sie befand sich in einem erbarmungswürdigen Zustande.

Der Kanonenschuß des Meister Lovel hatte den Bugspriet desselben dicht unter dem Schiffsschnabel zerschmettert, wodurch der Fockmast nothwendig umgebrochen war; und die halb zertrümmerte Corvette sah sich außer Stande, ihren verwegenen Gegner weiter zu verfolgen, sondern beschäftigte sich trübselig damit, den ärgsten Schaden einigermaßen auszugleichen.

An Bord der Brigg hatte man wegen der Hast, mit welcher die Mexikaner gefeuert hatten, nur einen Todten und drei leicht Verwundete zu beklagen. Der sonst erlittene Schaden war unerheblich und beschränkte sich auf einige durchschnittene Taue.

„Jetzt," sagte der Capitain, indem er von seiner Bank herunterstieg, „wirst Du in zehn Minuten das Schiff umwenden, und wenn wir an dem Fort vorüber sind, ziehst Du die Masten auf, setzest das Boot aus und rufst mich."

„Wie," rief der Lieutenant unwillkürlich aus, „wollt Ihr an's Land steigen?"

„Ich bin ja bei Gott nur deshalb hergekommen."

„Bei dem Fort?"

„Ja; da es indessen immer gut ist, Vorsicht zu üben, wirst Du zehn der entschlossensten Männer unter der Mannschaft mit Aexten, Säbeln, Flinten und Pistolen versehen, in das Boot steigen lassen, und es sollen sich Alle kampffertig halten."

„Ich glaube, daß diese Maßregeln überflüssig sind,"

sagte jetzt ein Mann, der eben auf das Verdeck gestiegen war und sich den beiden Sprechenden näherte.

„Sieh da, seid Ihr es, Meister Ruhig?" antwortete der Capitain, indem er dem alten Jäger herzlich die Hand reichte; „was sagtet Ihr?"

„Ich sage," fuhr der Canadier in seinem gewohnten gelassenem Tone fort, „daß Eure Vorsichtsmaßregeln wahrscheinlich überflüssig sind."

„Warum das?"

„Ich weiß nicht, ich bin kein Seemann, seht aber selbst, kommt es Euch nicht vor, als ob an Bord der Corvette etwas Ungewöhnliches vorginge?"

Der Capitain griff rasch nach seinem Fernglase und richtete es auf das mexikanische Schiff.

„In der That," sagte er nach einer Weile. „Oho! sollte uns unser verwegener Handstreich gelungen sein?"

„Es hat allerdings den Anschein," fuhr der Jäger gleichmüthig fort.

„Bei Gott! der Sache muß ich auf den Grund gehen."

„Was wollt Ihr thun?"

„Mich überzeugen, was vorgeht."

„Wie Ihr wollt."

„Laßt das Schiff herankommen!" befahl der Capitain.

Das Manöver wurde vollbracht. Die Beisegel wurden aufgezogen und das Schiff flog mit vollen Segeln rasch auf die Corvette zu, auf welcher in der That ein seltsamer Auftritt spielte, der die Theilnahme des Capitain Johnson im höchsten Grade erregen mußte.

Wir müssen aber, des bessern Verständnisses wegen, jetzt zu El Alferez und seinen Gefährten zurückkehren, welche wir vor der Thür der Pulqueria verlassen haben.

In dem Augenblicke, wo unsre vier Abenteurer den Hafendamm erreichten, war der Strand, obwohl es bereits sieben Uhr Morgens war, fast ganz einsam. Nur einige von den Schiffen abgesendete Boote liefen an's Land und brachten die Männer an die Küste, welche frische Vorräthe mitbringen sollten.

Die Verschwörer konnten sich daher getrost einschiffen, ohne die Aufmerksamkeit zu erregen.

Auf das von Ramirez gegebene Zeichen näherte sich das Boot, welches während der ganzen Nacht bald rechts, bald links lavirt hatte, dem Lande, und nachdem unsre vier Reisenden in dem hintern Raume Platz genommen und sich Ramirez an das Steuer gesetzt hatte, stieß das Boot ab und richtete sich nach einer kleinen Bucht, welche ein wenig außerhalb der Rhede lag.

Der Wind, der während der Nacht sehr schwach gewesen, erhob sich allmählich, das Boot gelangte bald in die offene See, richtete seine Segel und lief bald in den Hals der Bucht ein.

Die Corvette la Libertad wiegte sich leise vor ihren Ankern.

Für ein geübtes Auge war es indessen offenbar, daß das scheinbar so ruhige Schiff bereit war, auf das erste Zeichen in's Meer zu stechen.

Die Segel waren zwar aufgerollt, aber nur von

den Seilfäden gehalten, und der am langen Seile ausgeworfene Anker bedurfte nur einer Wendung der Ankerhaspel, um vom Grunde gelöst zu werden.

Das Schiff lag in jener Bucht verborgen wie ein Raubvogel in einer Felsenspalte und konnte jeden Augenblick alle Segel aufziehen und die etwaigen verdächtigen Fahrzeuge überfallen, welche die Vedette signalisiren würde.

Unsere Reisenden wechselten, ohne ein Wort zu sagen, einen bedeutsamen Blick; sie hatten sich verstanden.

Kaum hatte sich das Boot so weit genähert, daß es für die Stimme erreichbar war, als es von der auf der rechten Seite aufgestellten Wache angerufen wurde.

Ramirez antwortete und lenkte das Steuer, wodurch das Boot in anmuthiger Biegung an der rechten Seite vor der Aufgangsleiter hielt. Der wachthabende Officier kam herbei, den Besuch zu empfangen.

Sobald er der Dame ansichtig wurde, beeilte er sich hinunterzusteigen, um ihr die Hand zu bieten und sie auf dem Schiffe willkommen zu heißen, welches ihr Fuß betreten würde.

Rechts und links der Landungsbrücke standen die Matrosen aufgereiht und begrüßten die Fremden, indem sie die Hand an den Hut legten, während der Hochbootsmann das gewohnte Zeichen mit seiner Pfeife gab.

Wir haben bereits früher erwähnt, daß la Libertad eine Corvette erster Größe war. Don Manuel Rodriguez, der Commandant derselben, war ein alter, im spanischen Seedienste ergrauter Seemann, und den gesunden spa-

nischen Ueberlieferungen treu ergeben; sein Schiff war daher mit der größten Nettigkeit und Sauberkeit gehalten. Don Serapio und Don Cristoval, welche selbst Seeofficiere waren, konnten sich nicht enthalten, dem wachthabenden Officiere ihre Freude über die musterhafte Haltung des Schiffes auszusprechen. Der dienstthuende Steuermann benachrichtigte den Commandanten Rodriguez von der Ankunft seiner Gäste, worauf Letzterer augenblicklich auf dem Verdecke erschien, um sie zu bewillkommnen. Das Boot wurde am Hintertheile der Corvette befestigt, indessen die Bootsleute sich zu den übrigen Matrosen auf das Vordertheil begaben.

Der mexikanische Staatenbund besitzt, gleich den übrigen spanisch-mexikanischen Freistaaten, nur wenig Schiffe, die Seemacht derselben ist sehr gering und besteht nur aus ohngefähr zehn Fahrzeugen, Briggs, Goëletten und Corvetten.

Die ernsten Ereignisse, welche sich in Texas zutrugen, hatten die mexikanische Regierung bewogen, eine Corvette dahin abzusenden, um im Besitze des Meeres zu bleiben und die vereinigten Staaten, deren Theilnahme für die Revolution in Texas bekannt war, zu verhindern, den Insurgenten mit Waffen, Geld oder Mannschaft beizustehen.

Der Commandant Rodriguez hatte als entschlossener Mann und bewährter Seeheld den gefährlichen Auftrag erhalten; er kreuzte bereits seit zwei Monaten an den Küsten von Texas, welche er streng blockirt

hielt, und vermöge seiner Umsicht war es ihm gelungen, bisher alle Fahrzeuge, welche die vereinigten Staaten zur Unterstützung der Insurgenten abgeschickt, entweder aufzufangen, oder zur Umkehr zu zwingen.

Die Insurgenten, welche sich auf ihre eigenen Kräfte angewiesen sahen und sich nicht verhehlen konnten, daß die Stunde der Entscheidung nahe bevorstehe, hatten beschlossen, sich der Corvette zu entledigen und sich um jeden Preis derselben zu bemächtigen.

Die Führer der Aufständischen hatten ihre Maßregeln demgemäß getroffen. Während der seltenen Besuche, welche der Commandant Rodriguez der Stadt Galveston abstattete, hatten sich mehrere Personen, welche den erbittertsten Haß gegen die Insurgenten vorgeschützt, geschickt an ihn gedrängt, um im Stillen für die Insurgentenführer, deren thätige und treue Agenten sie waren, zu wirken. Der Commandant war fast gegen seinen Willen gezwungen worden, mehrere Personen einzuladen seine Corvette zu besuchen und ein Frühstück an Bord einzunehmen.

Der alte Seemann war aber ein ächter Mexikaner, das heißt, an die Hinterlist und Verräthereien eines Landes gewöhnt, in welchem die Revolutionen zu Hunderten spielten, nachdem kaum zwanzig Jahre seit der sogenannten Unabhängigkeits-Erklärung verstrichen waren. Seine gewohnte Vorsicht verleugnete sich auch dieses Mal nicht.

Da ihm keineswegs danach gelüstete Gefahr zu

laufen, sein Schiff einzubüßen, verließ er die Rhede, um in einer einsamen Bucht vor Anker zu liegen, wo er sich in seinen Bewegungen nicht gehindert sah. Anstatt ferner viele Menschen auf einmal einzuladen, forderte er nur Donna Mencia nebst ihrem Vater und zwei Vettern des jungen Mädchens, welche beim Seewesen der vereinigten Staaten dienten, auf, ihm die Ehre zu erweisen sein Schiff zu besuchen.

Wir wissen jetzt, wer diejenigen wirklich waren, welche seine Einladung angenommen hatten.

Der Commandant runzelte die Brauen, als er die zahlreiche Mannschaft des Bootes erblickte; er bedachte indessen, daß er zweihundertundfünfzig Mann an Bord habe und es fiel ihm nicht ein, daß sechszehn dem Anscheine nach unbewaffnete Matrosen versuchen würden, sich seines Schiffes zu bemächtigen, und er begrüßte daher Donna Mencia und ihre Begleiter mit ebenso viel Freundlichkeit als Herzlichkeit.

Nachdem er seinen Gästen sämmtliche Räume der Corvette gezeigt, führte er sie in sein Empfangszimmer, wo die Tafel gedeckt stand und sie ein kostbares Frühstück erwartete.

Nur fünf Gäste nahmen an dem Tische Platz; das angebliche junge Mädchen, die angeblichen Vettern, der Commandant und sein erster Lieutenant, ein alter Seemann, der gleich ihm eben so viel Erfahrung als Entschlossenheit besaß.

Die Mahlzeit begann in der heitersten und herzlichsten

Stimmung; der Commandant bedauerte, daß der Vetter Donna Mencia's nicht versprochener Maßen habe kommen können, worauf die Unterhaltung in heiterem Tone fortgesetzt wurde.

Ein Steuermann blickte jetzt zur Thür herein, und trat auf einen Wink des Commandanten näher, um ihm einige Worte in's Ohr zu flüstern. Nachdem sich Letzterer bei seinen Gästen entschuldigt, flüsterte er dem Manne einen Befehl zu, worauf sich derselbe ebenso bescheiden entfernte, wie er gekommen war.

„Sennora," sagte der Commandant zu der jungen Dame gewendet, welche neben ihm saß, „fürchten Sie das Meer?"

„Ich," entgegnete sie lächelnd, „wozu die Frage, Caballero?"

„Weil Sie, wenn Sie nicht vorziehen, mein Schiff augenblicklich zu verlassen, was mir sehr leid thun würde, gezwungen sein werden, eine mehrstündige Spazierfahrt auf das offene Meer zu unternehmen."

„Ich bin Tochter und Verwandte von Seeleuten, Commandant, woraus Ihr schließen könnt, daß mir eine Fahrt auf das Meer hinaus unter allen Umständen nur angenehm sein kann. Gegenwärtig wird es eine allerliebste Zugabe zu unserem Frühstücke sein, und der liebenswürdigen Gastfreundschaft, die wir heute hier genießen, die Krone aufsetzen."

„Das läßt sich hören," entgegnete der Comman-

dant munter. „Sie sind eine wahre Heldin, Donna Mencia, und fürchten sich vor nichts."

„Oder wenigstens vor nicht Vielem," antwortete sie in einem Tone, dessen Bedeutung ihrem Nachbar entging.

„Erlaubt mir die Frage, Commandant," sagte Don Serapio, „ob Ihr nur in die See stecht, um uns das Vergnügen einer Fahrt in's offene Meer zu gewähren, oder ob Euch ein ernsterer Grund bestimmt, vom Lande zu stoßen und die Anker zu lichten?"

„Mein Gott, warum sollte ich ein Geheimniß daraus machen," entgegnete er gutmüthig, „die Sache ist einfach folgende: Seit ohngefähr vierzehn Tagen spiele ich mit einem Kobold von einer Brigg, deren Bewegungen mehr als verdächtig sind, Kämmerchen vermiethen. Das Takelwerk und der schlanke Rumpf berechtigt mich zu der Vermuthung, daß es ein nordamerikanischer Seeräuber ist, der den Insurgenten Waffen oder Verstärkung zuführen will."

„Glaubt Ihr wirklich," wandte Don Cristoval ein, „daß ein Corsar, wenn er weiß, daß Ihr in der Nähe seid, es wagen würde, den Durchgang zu erzwingen?"

„Allerdings. Jene verteufelten Corsaren verzweifeln an Nichts; ich habe übrigens zur Zeit des Befreiungskrieges selbst noch verwegenere Streiche ausgeführt."

„Wir werden also einem Seegefechte beiwohnen?" fragte Donna Mencia in furchtsamen Tone.

„Nein, beruhigen Sie sich, Sennorita, so weit soll es hoffentlich nicht kommen; die Brigg, welche ich seit zwei Tagen aus den Augen verloren, ist wieder zum Vorscheine gekommen, scheint aber dieses Mal offenbar die Absicht zu haben, sich dem Lande weit genug zu nähern, um ein Boot dahin absenden zu können. Ich werde so energisch Jagd auf das Schiff machen, daß es gewiß umlegen und schleunig das Weite suchen wird. Es wird nimmermehr wagen sich ernstlich mit uns zu messen.“

„Das ist ja herrlich,“ jubelte Donna Mencia und das Fest ist vollständig. Wir haben also eine Spazierfahrt in's Meer, verbunden mit der Jagd auf ein Schiff und vielleicht dem Fange desselben? Sie überhäufen uns mit Freundlichkeit, Commandant.“

Während im Zimmer des Commandanten die Unterhaltung immer vertraulicher und lebhafter wurde, hatte die Corvette die Anker gelichtet und mit vollen Segeln Jagd auf die Brigg des Capitain Johnson gemacht.

Die frische Luft, welche durch die Fenster des Speisezimmers drang, so wie die langsame gemessene Bewegung des Schiffes, das von den Wellen geschaukelt wurde, verkündete den Gästen, daß die Corvette die Anker gelichtet habe.

„Was ist denn,“ bemerkte Don Cristoval plötzlich, „aus unserem Boote geworden?“

„Man hat es an einer Ankerboye festgebunden, und wenn wir an's Land zurückkehren, nehmen wir es mit.“

„Wenn aber," bemerkte Don Serapio lachend, „der Pirat wirklich Lust haben sollte zu kämpfen, stehen die sechszehn Mann, welche uns begleiten, vollständig zu Euren Diensten."

„Ich danke Euch, glaube aber, daß ich ihrer Hülfe nicht bedürfen werde."

„Wer weiß? Niemand kann in die Zukunft blicken. Unsere Matrosen sind wacker und wenn es zum Treffen kommen sollte, könnt Ihr versichert sein, daß sie thätigen Antheil daran nehmen werden."

Ein Einziger unter den Gästen war während der Mahlzeit stumm geblieben, und hatte sich begnügt zu essen und zu trinken, und auf Alles genau zu achten, was um ihn her gesprochen wurde. Jener Gast war der mit dem Dienste der Corvette beauftragte Officier. Sobald das Schiff vom Lande gestoßen war, erhob er sich vom Tische, grüßte die Gesellschaft und stieg auf das Verdeck.

„Ihr Lieutenant ist nicht sehr gesprächig, Commandant," bemerkte Donna Mencia; „er hat den Mund nur aufgemacht, um zu essen und zu trinken."

„Das ist freilich wahr, Sennorita, ich bitte aber ihn zu entschuldigen, es ist ein alter Seemann, der, mit den Anforderungen der Gesellschaft wenig vertraut, in unserer Mitte Zwang, ja fast Unbehagen empfindet. Aber wenig Menschen kennen ihr Handwerk so gründlich wie er und sind im Augenblicke der Gefahr, so entschlossen und unerschrocken."

In dem Augenblicke erbebte das Schiff unter dem Donner eines Kanonenschusses.

„Ach!“ rief Donna Mencia erschrocken aus, „was hat das zu sagen?“

„Fast nichts, Sennorita, wir haben einfach unsere Flagge aufgezogen und einen nur mit Pulver geladenen Schuß abgefeuert, um die Brigg zu nöthigen, ihre Farben ebenfalls zu zeigen.“

„Würde es mit Gefahr verbunden sein, auf das Verdeck zu steigen?“ fragte Donna Mencia angelegentlich.

„Nicht im Mindesten.“

„In dem Falle wollen wir, wenn Sie es erlauben, hinauf gehen und uns umsehen.“

„Ich stehe zu Befehl, Sennorita.“

Die Mahlzeit war beendet, man erhob sich daher von der Tafel und stieg auf das Hinterdeck.

Das Schiff bot den Blicken der Uneingeweihten ein eben so seltsames als anziehendes Schauspiel.

Der ziemlich starke Wind blähte die Segel und die Corvette flog wie eine Gazelle über die Wellen, ohne auch nur einen Tropfen Wasser einzulassen.

Die Mannschaft stand schweigend und unbeweglich auf dem Verdecke an ihren Posten; die Kanoniere neben ihren Geschützen und die Mastwächter in den Mastkörben.

Auf dem Vorderdecke stand Ramirez mit seinen sechszehn Ruderern hinter dem Schiffsschnabel, und unter dem Anscheine der Gleichgültigkeit verfolgten sie die Bewegungen der Mexikaner aufmerksam.

In einer Entfernung von einem und einem halben Kanonenschusse schaukelte sich die Brigg, von deren Mast die breite amerikanische Flagge stolz flatterte.

„Ich dacht' es doch," sagte der Commandant, „daß es ein Corsar wäre; er hat, um uns zu täuschen, die amerikanischen Farben aufgezogen, wir sind aber auf unserer Hut."

„Haltet Ihr das Schiff nicht für einen Amerikaner?" fragte Don Serapio.

„Eben so wenig wie wir; es ist ein argentinischer oder brasilianischer Corsar."

„Die Bauart sieht aber ganz amerikanisch aus."

„Die Bauart beweist gar nichts: unsere in verschiedenen Ländern angekauften Schiffe zeichnen sich durch kein besonderes Merkmal aus, denn wir haben keine Werften."

„Allerdings, aber seht, jetzt dreht es sich nach dem Winde und wird gleich umlegen."

„In der That, die Segel fangen an zu schwanken."

Die Mexikaner glaubten sich so sicher vor einem Angriffe, daß der größte Theil der Mannschaft ihre Posten verlassen hatte, um den Bewegungen der Brigg zu folgen. Die Matrosen hingen entweder in den Rüstseilen oder neigten sich über die Stückpforte und blickten neugierig hinaus, ohne die Gefahr zu bedenken, welche ihre Nachlässigkeit herbeiführen konnte.

Die Brigg legte um, wie Don Serapio sehr richtig bemerkt hatte; plötzlich donnerte ein Schuß in

dem Augenblicke, wo es seine Wendung vollbrachte, ein schrilles Pfeifen durchdrang die Luft, und der Fockmast der Corvette brach, von einer Kugel zerschmettert, um, und riß einen Vordermast im Falle mit sich.

Dieser Unfall verbreitete eine unbeschreibliche Verwirrung und Bestürzung an Bord der Corvette, die entsetzten Matrosen rannten, ohne auf ein Commandowort zu achten, ganz sinnlos auf dem Verdecke hin und her.

Endlich gelang es dem Commandanten einige Ordnung herzustellen; die Mannschaft folgte der bekannten Stimme, und bei dem Worte: „Feuer!" donnerten fünfzehn Kanonen zu gleicher Zeit, als Erwiederung auf den unerhörten Angriff des Corsaren.

---

## Zweites Kapitel.

### Der Fang.

Der Schaden, welchen die Corvette erlitten hatte, war bedeutend.

Der Fockmast ist gewissermaßen der Schlüssel der sämmtlichen Masten eines Schiffes; der Fall desselben hatte einen zweiten mit fortgerissen, welchem der große, seiner Stütze beraubte Topmast bald nachfolgte.

Die größte Verwirrung herrschte an Bord des Schiffes, indem die Mannschaft, wie es in ähnlichen Fällen häufig zu gehen pflegt, von der größten Sicherheit zum unbegrenztesten Entsetzen übergegangen war.

Auf dem Verdecke lagen Trümmer aller Art umher, Segelstangen, Spaliere, Segel, Stangen der Beisegel, ineinander gewirrte Taue, unter welchen die Matrosen, welche ihre Posten verlassen hatten, bestürzt umherliefen, weder auf die Ermahnungen, noch auf die Drohungen ihres Vorgesetzten achteten, und nur noch den einen Gedanken hatten, dem Tode zu entgehen, dessen Schwingen sie über ihren Häuptern glaubten rauschen zu hören.

Die Officiere selbst verblendeten sich keineswegs über ihre gefährliche Lage, welche durch die kecken Manöver der Brigg noch bedenklicher und zweifelhafter wurde; sie strengten sich möglichst an, den Leuten Muth zuzusprechen, die vor Entsetzen ganz sinnlos waren, und sie anzufeuern, ihr Leben wenigstens theuer zu verkaufen.

Ein neuer Umstand kam hinzu, der die Verzweiflung und den allgemeinen Schrecken womöglich noch erhöhte.

Der Commandant Rodriguez hatte seinen Posten nicht verlassen. Während der Ereignisse, welche wir geschildert haben, stand er unbeweglich und fuhr fort, seine Befehle mit fester Stimme zu ertheilen, ohne sich scheinbar um die Anzeichen von Ungehorsam zu bekümmern, welche die Mannschaft seit dem verheerenden feindlichen Schusse an den Tag gelegt hatte.

Der alte Seemann stand bleich, mit gerunzelten Brauen und zusammengebissenen Lippen da, und warf, indem er mit dem Griffe seines Säbels spielte, von Zeit zu Zeit einen kalten, entschlossenen Blick um sich und ermahnte seine Officiere in ihrem Eifer fortzufahren, und wacker ihre Pflicht zu thun.

Donna Mencia stand nebst den angeblichen amerikanischen Seeofficieren stumm und aufmerksam neben ihm, wahrscheinlich in der Erwartung eines günstigen Augenblickes, um einzuschreiten. Bei dem Getümmel, was plötzlich auf dem Vorderdecke entstand, erbebten sie alle Drei und drängten sich näher an den Commandanten.

Nachdem die Brigg, indem sie umlegte, zugleich

den Fockmast der Libertad so geschickt zerschmettert hatte, waren Ramirez und seine Gefährten die Ersten, welche Schrecken unter der Mannschaft verbreiteten, indem sie vor Entsetzen aufschrieen und nach allen Seiten umherliefen.

Ihr Beispiel fand bald Nachahmer; nun änderten sie ihre Taktik und fingen an laute Vorwürfe gegen den Commandanten auszusprechen, behaupteten, daß er sie verrathen habe und das Schiff nebst der Mannschaft an die Insurgenten ausliefern wolle.

Es giebt keine noch so abgeschmackte Behauptung, welche man den Leuten nicht annehmbar machen kann, wenn man es geschickt anfängt, sagt ein großer Denker; jener Ausspruch enthält eine tiefe Wahrheit, welche auch heute ihre Bestätigung fand.

Die Matrosen der Libertad hatten in einem Augenblicke Alles vergessen, was sie ihren Vorgesetzten verdankten, und gedachten, von den arglistigen und boshaften Worten Ramirez' gereizt, selbst der väterlichen Fürsorge nicht mehr, mit welcher er beständig über ihrem Wohle wachte. Es fehlte ihnen an Muth, um sich, wie es beherzten Leuten zukam, zu vertheidigen, aber nicht um ihren Vorgesetzten des Verrathes anzuklagen. Mit stürmischer Hast griffen sie nach allen Waffen, deren sie habhaft werden konnten, und stürzten tobend und fluchend nach dem Hinterdecke.

Die Officiere, welche mit Recht bestürzt waren und nicht wußten, wie sie die Mannschaft zu ihrer Pflicht zurückführen sollten, schaarten sich um den Comman-

danten, fest entschlossen, mit ihm zu siegen oder unterzugehen.

Der alte Seeheld bewahrte noch denselben Schein von Ruhe und Gleichmuth; kein Zug seines Gesichtes verrieth die Angst, die an seinem Herzen zehrte; er sah dem Andrängen der Meuterer mit erhobenem Kopfe, festem Blicke und über der Brust gekreuzten Armen entgegen.

Letztere hatten bald das Hintertheil des Schiffes besetzt; als sie aber am Hauptmaste vorüber waren, blieben sie, von der Ehrfurcht vor ihrem Vorgesetzten, die bei den Matrosen angeboren ist, erfaßt, stehen.

Das Hinterdeck ist derjenige Theil des Schiffes, der den Officieren ausschließlich vorbehalten zu sein pflegt. Die Matrosen dürfen es unter keiner Bedingung betreten, wenn es nicht zur Ausführung eines Manövers erforderlich ist.

Die Meuterer standen daher unschlüssig am Fuße des Hauptmastes, denn sie fühlten sich nicht mehr auf vertrautem Boden, und endlich blieben sie ganz und gar stehen, weil das Betreten jenes Theiles des Schiffes ein schweres Vergehen gegen die Schiffsordnung ist.

Sie standen also, aber wie eine brandende See, die gegen einen Damm schlägt, den sie nicht übersteigen kann, das heißt mit Geheul und wüthenden Geberden, ohne indessen einen Schritt weiter zu gehen. Sie wichen allerdings eben so wenig einen Schritt zurück.

Aber die Furchtsamkeit und unschlüssige Haltung

der Meuterer war den Rädelsführern des Aufstandes, welche die Mannschaft zum Ungehorsam verführt hatten, keineswegs willkommen. Sie hatten sich unter die hinteren Reihen der Matrosen gemischt, und schrieen ärger, als alle Anderen, ja, waren auf jede Weise bemüht, den Brand, der zu verlöschen drohte, neu anzufachen.

Das Verdeck bot in dem Augenblicke einen wahrhaft trostlosen Anblick, der zugleich etwas Ergreifendes hatte. In Mitten der Trümmer des schönen, durch die Kartätschen plötzlich so traurig zugerichteten Schiffes, standen die Matrosen mit grimmiger Miene, in drohender Haltung, in der größten Verwirrung umher, während sich die kleine Zahl der Officiere gefaßt und entschlossen um ihren Commandanten schaarte, der, auf der Ruderbank stehend, das Ganze überragte, und gewissermaßen über den Tumult erhaben war; einige Schritte hinter ihm erblickte man Donna Mencia, welche nebst den beiden Seeofficieren scheinbar gleichgültige Zuschauer der Ereignisse waren, in welche sie der Zufall hineingezogen hatte, die aber in Wahrheit dem Verlaufe des Drama's, welches sich unter ihren Augen entwickelte, mit ängstlicher Spannung folgten. Ein Maler würde ohne Zweifel in der Stellung der verschiedenen Personen unserer Erzählung, und in dem Ausdrucke, der ihre männlichen Züge zuweilen wie Blitze durchzuckte, reichlichen Stoff zu einem prachtvollen Bilde gefunden haben.

Am fernen Horizonte schimmerten die weißen Segel der Brigg, die sich rasch näherte, wahrscheinlich in der

Absicht, gleich dem Deus ex machina der Vorzeit, im günstigen Momente die Spannung des Augenblickes, die mit jeder Minute höher stieg, zu benützen.

Es erfolgte zwischen den feindlichen Parteien ein kurzer Waffenstillstand, und sie schienen, wie erfahrene Kämpfer, die schwache Seite des Gegners ergründen zu wollen, ehe sie zur That schritten.

Auf dem Verdecke jenes Schiffes, das gegenwärtig der Tummelplatz heftiger Leidenschaften war, die in den Herzen der eisernen Männer heimlich tobten, herrschte eine wahre Todtenstille; man vernahm keinen anderen Laut, als das einförmige, ununterbrochene Brausen des Meeres, das gegen die Seitenwände der Corvette schlug oder durch die Kluslöcher strömte, und das Geklirr der Waffen, die in den geballten Fäusten der Mannschaft bebten.

Die feierliche Pause hatte etwas Unheimliches und Unheilvolles. Der Commandant beschloß, derselben um jeden Preis ein Ende zu machen. Er sah ein, daß es ihm allein möglich sei, einen letzten Aufruf an die bethörten Leute ergehen zu lassen, welche der Mahnung an ihre Pflicht, aus dem Munde eines Mannes, dessen edle Gesinnung sie häufig genug Gelegenheit gehabt zu würdigen, und den sie aus alter Gewohnheit ehrten und achteten, vielleicht nicht widerstehen würden.

Der Commandant Rodriguez musterte die Menge mit einem langsamen, traurigen Blicke, der aber feste Entschlossenheit verrieth; hierauf deutete er mit aus-

gestrecktem Arme auf die nahende Brigg, die mit verdoppelter Anstrengung bemüht war, der Länge nach an die Corvette anzulaufen und redete die Leute also an:

„Matrosen," sagte er mit durchdringender Stimme, „der Feind kommt. Wir haben uns an ihm zu rächen; warum seid Ihr nicht auf Euren Posten? Was wollt Ihr hier? Fürchtet Ihr etwa, daß ich Euch im entscheidenden Augenblicke verlassen werde?"

Bei dieser entschlossenen und unumwundenen Anrede durchlief eine gewisse Bewegung die Reihen der Meuterer; einige unter ihnen waren im Begriffe zu antworten, als sich aus den hintersten Reihen eine Stimme erhob und ausrief:

„Wer sagt Euch, daß wir jenes Schiff als einen Feind betrachten?"

Hurrahgeschrei, Freudenrufe, Flüche und Pfeifen folgte auf diese Worte und beantwortete sie von allen Seiten.

„Derjenige, welcher solche Worte zu sprechen wagt," rief der Commandant in so kräftigem Tone aus, daß seine Stimme eine Zeit lang das Toben der Menge übertönte, „ist ein Bube und Verräther! Er gehört nicht zu der Mannschaft meines Schiffes."

Jetzt entstand ein unbeschreiblicher Tumult. Die Matrosen vergaßen alle Ehrerbietung und Mannszucht und stürmten unter entsetzlichen Flüchen nach dem Hinterdecke.

Der Commandant ließ sich durch diese feindselige Bewegung nicht irre machen, sondern ergriff eine Pistole,

welche ihm ein getreuer Steuermann reichte, lud dieselbe gelassen und sagte, zu den Meuterern gewandt:

„Seht Euch vor, dem Ersten, der einen Schritt weiter thut, zerschmettere ich den Schädel.“

Die kräftigen Naturen üben einen so gewaltigen magnetischen Einfluß auf die blinde Menge und regieren dieselbe so entschieden, daß die zwei bis drei hundert Meuterer beim Anblicke des Mannes, der ihnen, indem er sie mit seiner Pistole bedrohte, allein Trotz bot, von einer unbestimmten Scheu ergriffen, inne hielten.

Offenbar war jene Pistole nicht sehr zu fürchten, selbst gesetzt den Fall, daß der Commandant seine Drohung wahr machte, denn er konnte nur einen Mann verwunden oder tödten. Trotzdem blieben die Leute betroffen und erschrocken stehen, ohne sich des Triebes bewußt zu sein, der sie beherrschte.

Ein zufriedenes Lächeln umflog die Lippen des Commandanten; er gewahrte, daß er die rohen Naturen gebändigt habe und wollte seinen Sieg vollenden.

„Jedermann auf seinen Posten!“ befahl er; „die Mastwächter mögen das Schiff säubern, indessen die Zimmerleute alle Vorbereitungen treffen, um einen neuen Fockmast aufzustellen.“

Der Commandant stieg bei diesen Worten von der Ruderbank herunter und schritt entschlossen auf die Meuterer zu. Letztere wichen, je näher er kam, allmählich stumm Schritt für Schritt zurück, leisteten aber

noch den letzten und gefährlichsten Widerstand, den der willenlosen Unthätigkeit.

Der Aufstand war indessen gebrochen; die von dem entschlossenen, klugen Benehmen ihres Vorgesetzten erschütterte Mannschaft mußte bald zu ihrer Pflicht zurückkehren, als plötzlich ein unerwarteter Zwischenfall den Dingen eine andere Wendung gab und die Officiere des Schiffes wieder in die gefährliche Lage zurückversetzte, aus welcher sie der Commandant so schnell gerissen hatte.

Wir haben bereits erwähnt, daß Donna Mencia und ihre beiden Begleiter dem Fortgange des Aufstandes aufmerksam folgten und sich bereit hielten, im Falle der Noth einzuschreiten. Kaum war der Commandant von der Ruderbank heruntergestiegen, als das junge Mädchen, oder der junge Mann, je nachdem der Leser für gut findet, jenes geheimnißvolle Wesen zu bezeichnen, den Platz desselben einnahm, nach einem Fernglase griff und es auf die Brigg richtete, um sich über die Stellung des Korsaren genau zu orientiren und sich wahrscheinlich zu überzeugen, daß man im schlimmsten Falle auf eine kräftige Hülfe rechnen könne.

Die Brigg war nur noch zwei Kabellängen von der Corvette entfernt; bald würde sie sich auf Schußweite genähert haben.

Plötzlich legte Donna Mencia ihre weibliche Maske ab, zerriß mit einer raschen Bewegung ihr Kleid, entledigte sich des weiblichen Kopfputzes und stand in der

männlichen Tracht da, welche er in der Pulqueria trug.

Die Verwandlung ging so schnell vor sich, daß sich die Mannschaft und die Officiere von ihrem Erstaunen über den seltsamen Auftritt noch nicht erholt hatten, als der junge Mann eine Pistole aus dem Gürtel zog, sie lud und auf einen Haufen Stückpatronen richtete, welche die Schiffsjungen, als der Befehl, sich schlagfertig zu machen, ertheilt wurde, auf das Verdeck gebracht hatten und welche sie während der darauf folgenden Verwirrung am Fuße des Besanmastes liegen gelassen.

„Ergebt Euch!" schrie El Alferez mit Donnerstimme, „ergebt Euch, sonst müßt Ihr sterben!"

Don Cristoval und Serapio standen zu beiden Seiten des jungen Mannes und waren Jeder mit einer Pistole bewaffnet.

Auch Ramirez hatte die Zeit unterdessen genutzt; er hatte dafür gesorgt, daß zwei Böller von ihren Schießständen entfernt und auf das Hinterdeck gerichtet worden waren, während zwei Matrosen mit der Lunte in der Hand unbeweglich neben den Geschützen standen und nur des Zeichens harrten, um loszufeuern.

Ramirez stellte sich mit den vierzehn Mann, welche ihm noch zur Verfügung standen, hinter die Kanonen auf und Alle zielten auf die mexikanischen Matrosen.

Die Mannschaft befand sich zwischen zwei Feuern.

Zweihundert und fünfzig Mann waren in der Gewalt von zwanzig.

Die Lage war verzweifelt.

Der Commandant hatte nicht ein Mal mehr die Aussicht auf einen ehrenvollen Tod.

Die Dinge hatten sich so unerwartet gewendet, der seit langer Zeit vorbereitete Handstreich war so geschickt ausgeführt, Alles mit so viel Geistesgegenwart und Besonnenheit berechnet worden, daß der alte Seeheld sich unwillkürlich, nachdem er einen trostlosen Blick auf das Verdeck des Schiffes geworfen hatte, gestehen mußte, daß ihm nur ein Rettungsmittel übrig bleibe: die Waffen zu strecken.

Dennoch zauderte er.

El Alferez errieth, welchen harten Kampf der wackere Officier innerlich kämpfe.

„Wir sind keine Seeräuber, Commandant Rodriguez," sagte er, „sondern Einwohner von Texas; Ihr dürft Euch nicht schämen, die Waffen vor uns zu strecken, weniger um das eigne Leben zu schützen, denn die eben erlittene Niederlage wird Euch nur geringen Werth auf dasselbe setzen lassen, und Ihr würdet es ohne Zweifel gern opfern, um die Schmach, besiegt worden zu sein, zu sühnen; Ihr seid aber vor Gott verantwortlich für Eure hundert und fünfzig Mann. Warum solltet Ihr ein kostbares Blut unnütz vergießen? Ich fordere Euch daher zum letzten Male auf, Euch zu ergeben."

In dem Augenblicke lagerte sich ein dunkler Schatten über das Verdeck des Schiffes.

Die Brigg, an welche niemand mehr gedacht hatte, setzte ihren Lauf unterdessen fort; sie hatte sich auf Schußweite genähert und das hohe Segelwerk beschattete das Schiff, längs dessen sie heranlief, wie einen Vorhang und hinderte die Sonnenstrahlen, durchzudringen.

„Heda, Schiff! Oho!" rief eine Stimme vom Hinterdecke des Kreuzers, „schickt ein Boot mit dem Capitain herüber."

Jene Stimme klang den Mexikanern wie ein Donnerschlag.

Die Brigg zog ihre Segel ein und lag unbeweglich an der rechten Seite der Corvette.

Es folgte eine feierliche Stille, Aller Augen richteten sich unwillkürlich auf den Korsaren.

In den Mastkörben desselben saßen die Mastwächter, welche mit Flinten und Granaten bewaffnet waren; durch die geöffneten Seitenlucken sah man die Matrosen hinter den Geschützen aufgestellt; sie bestrichen die Corvette buchstäblich mit ihrem Feuer.

„Nun," fragte El Alferez und stampfte ungeduldig mit dem Fuße, „habt Ihr Euch entschlossen? ja oder nein!"

„Mein Herr," antwortete der Commandant, „Sie haben sich des Schiffes durch eine Schändlichkeit bemächtigt, und da jetzt kein Widerstand mehr möglich ist, ergebe ich mich."

Hierauf zog der alte Seemann mit würdevoller

Geberde seinen Säbel aus der Scheide, brach die Klinge in Stücken, welche er in das Meer warf, und zog sich mit Fassung und Ergebenheit auf das Hinterdeck zurück.

„Capitain Johnson!“ rief El Alferez aus, „die Corvette gehört uns, schickt ein Boot herüber!“

Auf dem Verdeck der Brigg ertönte ein schrilles Pfeifen; ein Boot wurde ausgesetzt, und zwanzig Minuten später stiegen zwanzig vollständig bewaffnete Korsaren unter der Führung des Capitains selbst an Bord der Corvette.

Die Entwaffnung der Mannschaft erfolgte ohne den geringsten Widerstand.

Der Commandant Rodriguez wurde mit seinem Stabe an Bord der Brigg gebracht, damit die mexikanischen Matrosen, deren Zahl diejenige ihrer Sieger bei Weitem überstieg, kein Oberhaupt hätten, für den Fall, daß sie etwa einen verzweifelten Versuch machen sollten, sich ihres Fahrzeuges wieder zu bemächtigen.

Die Vorsicht war aber überflüssig, denn die Mexikaner dachten nicht daran sich zu widersetzen; die Mehrzahl derselben war im Gegentheile aus Texas gebürtig, sie hatten viele Freunde und alte Bekannte unter den Matrosen der Brigg gefunden, und bald herrschte daher das freundlichste Vernehmen zwischen den Matrosen beider Schiffe, welche sich gewissermaßen mit einander verschmolzen hatten.

Der Capitain Johnson beschloß, sich den günstigen Umstand zu Nutze zu machen.

Der Korsar befand sich in einer sehr schwierigen Lage und empfand gegenwärtig buchstäblich die Verlegenheit, welche der Ueberfluß immer bereitet. Er hatte sich ohne Schwertstreich einer Corvette erster Größe bemächtigt; dieselbe bedurfte aber einer Mannschaft und die Leute, über welche er verfügen konnte, mußte er seinem eigenen Schiffe entziehen und überdem waren sie bei Weitem nicht hinreichend. Das gute Einvernehmen, welches so plötzlich zwischen den Matrosen beider Schiffe eingetreten war, bot ihm ein Mittel, sich mit Ehren aus der Verlegenheit zu ziehen.

Die Matrosen sind im Allgemeinen abgehärtete, treue, aber in Hinsicht auf politische Gesinnung nicht übermäßig gewissenhafte Menschen; denn die höheren Interessen der Gesellschaft übersteigen ihre beschränkten Begriffe, die besonders von den Angelegenheiten des Festlandes wenig verstehn.

Sie sind daran gewöhnt, sich einer strengen Mannszucht zu fügen und in allen Angelegenheiten des Lebens, von den geringfügigsten bis zu den wichtigsten, einem fremden Willen zu gehorchen, sind daher im Grunde nur große Kinder, welche keinen andern Vorzug zu würdigen verstehen, als die rohe Kraft. Ein entschlossener Mann wird sie stets nach seinem Willen leiten, sobald es ihm gelungen ist, sie von seiner Ueberlegenheit zu überzeugen.

Der Capitain Johnson war ein zu erfahrener Seemann, um nicht zu wissen, wie er sich in gegen-

wärtigem Falle zu benehmen habe. Sofort nach erfolgter Entwaffnung stieg er auf die Ruderbank, nahm das Sprachrohr zur Hand und befahl den Matrosen, ohne Unterschied, welche auf dem Verdeck umherstanden, eine Anzahl Manöver auszuführen, welche keinen andern Zweck hatten, als sie an den Laut seiner Stimme zu gewöhnen und ihnen zu beweisen, daß er sein Handwerk gründlich kenne, was auch sofort von Allen anerkannt wurde.

Seine Befehle wurden mit einer so großen Pünktlichkeit und Schnelligkeit vollzogen, daß die fast dienstunfähige Corvette bereits eine Stunde darauf mit Nothmasten versehen war, ihr Segelwerk hergestellt sah und im Stande war, die Fahrt nach irgend einem Hafen zu unternehmen, den zu bestimmen es dem neuen Vorgesetzten gefallen würde. Das Verdeck war vollständig aufgeräumt, die während des Gefechtes zerrissenen hängenden Seile ausgebessert, kurz, wenn zufällig eine Stunde vor Sonnenuntergang ein Fremder die Libertad betreten hätte so würde er von dem erlittenen Schaden nichts mehr bemerkt haben.

Nachdem es der Capitain so weit gebracht, lächelte er zufrieden in sich hinein und ertheilte Meister Lovel, der ihn an Bord begleitet hatte, den Befehl, die Mannschaft durch einen Ruf seiner Pfeife zu versammeln.

Auf dieses wohlbekannte Zeichen schaarten sich die gehorsamen Matrosen munter am Fuße des Hauptmastes zusammen und erwarteten schweigend die Befehle,

welche es ihrem Capitain gefallen würde, ihnen zu ertheilen. Letzterer wußte wie man mit jenen derben Naturen verfahren muß.

Nachdem er ihnen seine Zufriedenheit über die verständige Art ausgesprochen, mit welcher sie seine Befehle erfüllt hatten, eröffnete er ihnen, daß er keineswegs gesonnen sei sie gefangen zu halten, sowie daß der größte Theil von ihnen, als in Texas geboren, sich seiner ungetheilten Theilnahme versichert halten dürfte. Diejenigen Matrosen, welche sich nicht entschließen könnten der Republik Texas zu dienen, sollten bei der nächsten Gelegenheit auf mexikanischem Gebiete an's Land gebracht werden. Diejenigen hingegen, welche bereit wären dem Vaterland zu dienen und an Bord der Corvette zu bleiben, sollten einen Monatslohn von fünfundzwanzig Piaster erhalten, und um ihnen zu beweisen wie wohlwollend die Regierung gegen sie gesinnt wäre, würde man ihnen bei ihrem Dienstantritte einen vollen Monatslohn als Handgeld gewähren und sofort auszahlen.

Dieses großmüthige Anerbieten wurde von den Leuten mit Jubelgeschrei aufgenommen, denn sie berechneten im Stillen, wie viele Gläser Tafia und Pulque sie für die fabelhafte Summe von fünfundzwanzig Piaster trinken könnten. Seitdem die armen Teufel in mexikanischen Diensten standen, hatte ihr Sold nur in schönen Versprechungen bestanden und sie waren schon lange zu der Einsicht gekommen, daß eine solche Löhnung gar zu ungenügend wäre. Dem Capitain war jener

Umstand bekannt, und da er den Eindruck bemerkte, welchen seine Worte machten, fuhr er unter dem ehrerbietigen Schweigen der Menge fort:

„Es bleibt also dabei, Matrosen, es steht Euch vollkommen frei, das Schiff zu verlassen, denn ich halte Euch nicht gefangen. Ueberlegt daher die Vorschläge, welche ich Euch im Namen der Regierung, der zu dienen ich die Ehre habe, mache, denn ich glaube, daß sie in jeder Hinsicht annehmbar sind. Diejenigen, welche gekommen sind auf der Corvette zu dienen, mögen sich links aufstellen, während Diejenigen welche an's Land gesetzt zu sein wünschen, stehen bleiben. Der Wirthschaftsofficier wird den Dienstcontrakt unterzeichnen lassen und das Handgeld sofort auszahlen."

Der Capitain Johnson ließ den Wirthschaftsofficier der Brigg am Fuße des Hauptmastes an einem Tische Platz nehmen, und mehrere Säcke gefüllt mit Piastern vor ihn hinstellen. Jener Anblick machte großen Eindruck, und es bedurfte nur des Klanges der Piaster, um selbst die Unentschlossensten zu bestimmen. Sobald der Capitain befahl: „Marsch!" stürmten die Matrosen in Masse auf den Wirthschaftsofficier ein, und ein Jeder verlangte so dringend sein Handgeld, daß derselbe bald nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand.

Der Capitain lächelte über den Erfolg seiner Beredtsamkeit, hielt es aber für angemessen, dem mit den Anwerbungen beauftragten Officier zu Hülfe zu kom-

men, und auf seinen Befehl zügelten die Matrosen ihren Eifer einigermaßen.

Die Anwerbung währte zwei Stunden. Sämmtliche Matrosen waren in Dienst getreten und ließen in ihren schwieligen Händen die blanken Piaster, welche sie erhalten, fröhlich klingen, und wenn sich jetzt ein mexikanisches Fahrzeug genähert hätte, würde es die neue Mannschaft feindselig aufgenommen und sich desselben bemächtigt haben.

Das von dem Capitain Johnson erzielte Resultat war leicht vorherzusehen, denn in jedem Matrosen schlummert ein leiser Hang zur Seeräuberei, und baares Geld ist für ihn der sprechendste Beweisgrund.

Der Capitain Johnson war aber ein kalter, berechnender Mann, der sich nicht von der Begeisterung hinreißen ließ. Sein unverhoffter Erfolg raubte ihm daher nicht die gewohnte Besonnenheit, denn er wußte sehr gut, daß, wenn der erste Rausch verflogen wäre, die Ueberlegung, und mit der Ueberlegung der Geist der Widersetzlichkeit kommen würde, der den Matrosen gewissermaßen angeboren ist. Er mußte vor allen Dingen darauf bedacht sein, nicht die geringste Möglichkeit zur Meuterei zu geben, und zu dem Zwecke war es unbedingt nothwendig, der Mannschaft der Corvette die Unabhängigkeit zu nehmen, welcher sich jeder Matrose in Folge der Gewohnheit des Zusammenlebens und weil er den Charakter jedes Kameraden genau kannte, angemaßt hatte. Zu dem Zwecke gab es ein einfaches Mittel,

welches der Capitain anwendete. Sein Brigg war für eine lange Reise ausgestattet, hatte daher eine Mannschaft von achtzig Köpfen. Er behielt nur fünfzig seiner alten Matrosen, die Uebrigen gingen auf die Corvette, von welcher hundertundvierzig Mann auf die Brigg übersiedelten. Auf diese Weise war die Mannschaft beider Fahrzeuge zu einem Ganzen verschmolzen, über welches der Capitain frei verfügen und als Herr gebieten konnte.

Die verschiedenen Erreignisse, welche wir bereits berichtet, hatten nebst den in Folge derselben eingetretenen Veränderungen geraume Zeit in Anspruch genommen. Der ganze Tag war darüber verstrichen, und erst bei Sonnenuntergang hatte man die Organisation der Mannschaft beendet.

Den Befehl über die Corvette übertrug der Capitain Johnson dem Don Serapio, welchem er Don Cristoval als Lieutenant beigesellte, und Ramirez zum Steuermann ernannte; er selbst behielt sich den Befehl über die Brigg vor.

Als Alles in Ordnung war, ließ der Capitain die mexikanische Flagge am Maste der Corvette aufziehen, und schickte sie sofort ab, um in den Hafen von Galveston einzulaufen. Der Capitain kehrte in der Begleitung El Alferez', dessen Entschlossenheit und Geistesgegenwart die republikanische Regierung von Texas den Besitz einer Seemacht zu danken hatte, auf sein Schiff zurück.

Der Erfolg war schön, und übertraf sogar die Erwartungen der Insurgenten, doch genügte er nicht; sobald der Capitain sein Schiff wieder betrat, befahl er die Flagge von Texas umzudrehen und die mexikanischen Farben über derselben anzubringen, worauf er beide Flaggen aufziehen ließ.

Die Brigg richtete ihre Segel und folgte dem Laufe der Corvette, wobei der Capitain darauf bedacht war, das Schiff unter das Geschütz der letzteren zu bringen, als ob die Brigg von derselben geentert worden wäre.

Die Matrosen begriffen das sonderbare Manöver nicht; sie hatten aber ihren Capitain lachen sehen und schlossen daraus, daß irgend eine Kriegslist darunter stecke, sie ließen sich daher, obgleich widerstrebend, gefallen, ihre Flagge von der mexikanischen verdunkelt zu sehen, weil sie hofften bald Vergeltung üben zu können.

Unter der sämmtlichen Einwohnerschaft von Galveston herrschte seit dem Morgen die größte Besorgniß; man hatte vom Hafendamme aus in der Ferne die Jagd der beiden Schiffe auf einander beobachtet, und sie dann beide verschwinden sehen. Der Donner der Kanonen hallte von den steilen Ufern wieder, und drang bis in die Stadt. Es war eine Schlacht geliefert worden, doch fragte Jeder, welchen Ausgang sie genommen, ohne daß auch nur Einer die Frage hätte beantworten können, oder wollen, obwohl ohne Zweifel unter

der versammelten Menge wenigstens Einer nähere Auskunft hätte geben können.

Auch die Unthätigkeit des Fort fand man unerklärlich, und Niemand konnte begreifen, warum man die Brigg nicht zusammengeschossen hatte, da sie doch auf Schußweite vorübergesegelt war. Plötzlich brach ein lautes Jubelgeschrei los, und man begrüßte die Brigg und die Corvette, welche jetzt am Eingange des Hafens sichtbar wurden, mit begeisterten Vivatrufen. Von beiden Schiffen wehte über der umgekehrten Flagge von Texas die mexikanische Fahne.

Als die Fahrzeuge sich endlich dem Fort näherten, und dicht unter der Batterie desselben vor Anker legten, überstieg der Jubel alle Grenzen; die Mexikaner hatten gesiegt, und die Insurgenten eine Niederlage erlitten, welche sie vielleicht nie wieder überwinden würden.

## Drittes Kapitel.

### Eine phantastische Legende.

Wir kehren jetzt zum Jaguar zurück, welchen wir in dem Augenblicke verlassen haben, wo er an der Spitze seiner verwegenen Gefährten die Pulqueria verließ, um sich in der Richtung des auf dem Cap befindlichen Fort zu entfernen. Ehe wir aber weiter gehen, bitten wir den Leser um die Erlaubniß, ihm die Sage, welche über jene Feste ging und welche noch heute in ihrer ursprünglichen Gestalt erzählt wird, mitzutheilen, damit er sich von den fast unüberwindlichen Hindernissen, welche sich dem Jaguar bei seinem tollkühnen Unternehmen entgegenstellten, einen richtigen Begriff machen könne.

Der europäische Reisende, der Texas oder die Küsten Südamerika's überhaupt zum ersten Male besucht, empfindet beim Anblick der öden, finsteren Ufer, welche so viele Stürme erlebt und von den dunklen Wellen des stillen Meeres fortwährend geheimnißvoll umrauscht werden, ein unbeschreibliches Gefühl der Trauer.

Der ganze Anblick jenes poetischen Landes stimmt

zur Träumerei; der glühheiße Himmel, der einer Kuppel von rothglühendem Metalle gleicht, die steilen, kahlen Gestade, deren phantastische Umrisse unter der künstlerischen Hand eines Genies der Vorzeit entstanden zu sein scheinen, auf deren steilen Gipfeln sich die immer noch stolzen und majestätischen Trümmer der alten Paläste der Incas oder das graue hochanstrebende Gemäuer eines Teocalli erhebt, welche den grausamen Priestern der Sonne als Zufluchtsstätte dienten, die Alles um sich her erbeben machten und auf Land und Meer ihren blutigen Tribut erhoben.

Vor der Eroberung des Landes, als die Nachkommen des Quetzalcoatl, das heißt die gefiederte Schlange, friedlich über jenen Gegenden herrschten, ist hinter den dicken Mauern jener unheimlichen Teocalli mancher Sterbeseufzer verhallt, manches Verbrechen ungestraft verübt worden.

Von allen Berichten, welche wir während unserer letzten Reise durch Texas über jene hie und da auf dem Gebiete des Landes verstreuten düstern Ruinen gesammelt haben, wollen wir nur eines Zuges gedenken, der mit unserer Erzählung im Zusammenhange steht.

Kurz nach der Zeit, wo Christoph Columbus seine abenteuerliche Reise unternahm, um eine neue Straße nach Indien zu entdecken und bei der Gelegenheit das amerikanische Festland wiederfand, hatte das Fieber der Entdeckungswuth in allen Köpfen Wurzel geschlagen und ein Jeder eilte, von der Kunde jener neuen Welt, die wie durch ein Wunder erstanden war, berauscht,

nach den unbekannten Ländern und die Einwanderer empfanden dieselbe fieberhafte Sehnsucht, welche wir in neuerer Zeit, als die Goldfelder Californiens entdeckt wurden, wieder erlebt haben.

Unter den Abenteurern, welche herbeiströmten um ihr Glück zu machen, waren etliche von der Hoffnung auf neue Entdeckungen beseelt, während Andere nur dem Durste nach Gold folgten und auf einem neuen Schauplatze die fabelhaften Heldenthaten der Scandinaven vollbrachten, jener kecken Herrscher des Meeres, deren Leben ein fortwährender Kampf war.

Unter der Zahl jener Männer befand sich Einer, der in Gesellschaft des unglücklichen La Salle die unheilvolle Reise unternommen hatte, während welcher sie Texas in seiner ganzen Länge durchwanderten. Jener Abenteurer, Namens Estevan de Sourdis, dem wenig nach den unfruchtbaren Gefahren gelüstete, welchen sich der wackere Franzose ausgesetzt hatte, sondern der nur darauf bedacht war, sein Glück zu machen, verließ seinen Vorgesetzten nebst dem Fahrzeuge, welches er befehligte und kreuzte verstohlen an den Küsten des neu entdeckten Landes umher.

Die Idee war gut und brachte reichen Gewinn; nach wenigen Monaten war das Schiff des Abenteurers mit einer Unmasse mehr oder minder rechtlich erworbener Schätze beladen; indessen empfand Don Estevan, wie ihn die Spanier nannten, oder der Graf Etienne de Sourdis, wie er bei uns heißt, aus Gründen, die

nur ihm bekannt waren, kein Verlangen nach Frankreich zurückzukehren.

Er sah sich daher nach einem Platze um, wo es möglich wäre, eine Festung zu erbauen, die geeignet war, ihm eine gesicherte Zufluchtsstätte gegen die Kreuzer zu bieten, welche gleich ihm das Meer durchstreiften. Er fing daher an die Küsten von Texas genau zu durchforschen, um die geeignete Stelle zur Ausführung seines Planes zu entdecken.

Durch Zufall gelangte er an die Mündung des Trinidad wenige Meilen von der Stelle entfernt, wo später Galveston erstand. Es war eine öde, unbewohnte Gegend, deren Anblick ihn sofort bestach. Als erfahrener Seemann bewunderte der Graf den prachtvollen Granitkegel, der die Bucht, in welcher er gelandet war, beherrschte und die ganze Gegend überhaupt überragte. Es wurde ihm sogleich klar, welche Gewalt eine auf der Höhe jenes Felsens erbaute Citadelle habe, und zu welchem Ansehn sie seinem Geschlechte später verhelfen würde, er beschloß daher, sein Raubnest dorthin zu verlegen.

Sobald seine Wahl bestimmt war, ließ der Pirat sein Fahrzeug an's Land ziehen, schlug am Fuße des Felsens sein Lager auf und sann über die Mittel nach, seinen Plan zu verwirklichen.

Er traf auf mancherlei Hindernisse. Woher sollte er vor allen Dingen die zu seinem Baue erforderlichen Steine nehmen?

Gesetzt er entdeckte die Steine, wo sollte er Maurer

auftreiben, welche sie zusammen tragen, zuhauen und ineinander fügen würden?

Der Graf Etienne de Sourdis und seine Gefährten waren zwar vortreffliche Seeleute, welche mordeten, plünderten und Gewaltthaten begingen, so oft sich eine Gelegenheit dazu bot, waren aber im Allgemeinen eben so jämmerliche Maurer als vollständig unwissende Baumeister.

Hatte man endlich die Steine gefunden, zugehauen und an den Fuß des Felsens gebracht, fragte es sich wieder, auf welche Weise man sie hinaufschaffen solle?

Das war die größte und unüberwindlichste Schwierigkeit und jeder Andre als der kecke Pirat würde seinen Plan für unausführbar erkannt und aufgegeben haben.

Der Graf war aber beharrlich; er sagte sich nicht mit Unrecht, daß, je größere Schwierigkeiten er überwinden müsse, um so gesicherter würde sein Schloß vor feindlichen Angriffen sein.

Weit entfernt sich daher abschrecken zu lassen, bewaffnete er seine Leute mit langen eisernen Pfählen und ließ sie einen Pfad in den Felsen zeichnen, der sich um denselben herumwand und auf dem Gipfel münden sollte. Jener Pfad, der höchstens drei Fuß breit war, zog sich so steil hinauf, daß der geringste Fehltritt genügte, um den Wanderer in einen Abgrund zu stürzen, in welchem er zerschmettert wurde.

Nach Verlauf einjähriger übermenschlicher Anstrengungen war der Weg in den Felsen gehauen, und der

Graf ritt im Galopp hinauf, auf die Gefahr hin den Hals zu brechen und pflanzte mit lautem Triumphgeschrei sein Banner auf die Spitze des Felsens.

Ein zweiter Schrei beantwortete den seinigen.

Derselbe klang aber so herausfordernd und spöttisch, daß der alte Seeräuber, dessen Nerven von Stahl waren und der im Leben nicht gezittert hatte, vor Furcht zusammenschrak, während sein Haar zu Berge stieg und der kalte Schweiß auf seine Stirn trat.

Er drehte sich um.

Ein in einen weiten schwarzen Mantel gehüllter Mann, von dessen Hut eine lange rothe Feder wehte, stand neben ihm.

Das Gesicht jenes Mannes war erdfahl, in den Augen desselben glühte ein düsteres Feuer und seine gekniffenen Lippen umschwebte ein unheimliches Lächeln.

Der Graf blickte ihn eine Zeitlang verwundert an; da er im Grunde aber ein tapfrer Seemann war, der sich vor keinem Menschen fürchtete, fragte er ihn in entschlossenem Tone, wer er sei und wie er dorthin komme?

Auf jene beiden Fragen erwiederte der Fremde höflich, daß er gehört habe, der Graf von Sourdis suche einen Architekten, der im Stande sei, eine gute dauerhafte Festung zu bauen und daß er gekommen wäre, deshalb mit ihm zu unterhandeln.

Der Graf verneigte sich höflich und es entspann sich zwischen beiden Männern folgendes Gespräch.

„Nicht wahr, Meister,“ sagte der Pirat, „diese Stelle ist zur Ausführung meines Planes trefflich gewählt?“

„Eure Gnaden konnten keine günstigere Stelle an der ganzen Küste finden.“

Der Pirat lächelte selbstzufrieden.

„Ja,“ erwiederte er, „und wenn mein Schloß erst dort oben steht, wird es Niemand so leicht wagen, es anzugreifen.“

„Das unterliegt keinem Zweifel.“

„Seht,“ fuhr Jener fort, indem er dem Unbekannten winkte ihm zu folgen, „ich denke es nämlich so zu machen.“

Hierauf führte er den Fremden auf der Plattform herum und erklärte ihm seinen Plan auf das Genaueste. Letzterer begnügte sich beifällig zu nicken und spöttisch zu lächeln.

Die Zeit verstrich unterdessen; seit ohngefähr einer Stunde war der Tag der Nacht gewichen und die Dunkelheit hüllte allmählich den Felsen ein. Der Pirat ließ sich von dem unwiderstehlichen Reiz fortreißen, den es hat, Jemanden seine Ideen auseinander zu setzen, besonders wenn der Zuhörer seinen vollen Beifall zu zollen scheint, und fuhr in seinen Auseinandersetzungen fort, ohne darauf zu achten, daß sein Zuhörer bei der herrschenden Dunkelheit unmöglich im Stande war, sich eine Vorstellung von dem Gesagten zu machen. Endlich wandte er sich zu dem Fremden und sagte:

„Nun, was sagt Ihr dazu?"

„Der Plan ist tadellos," antwortete Jener.

„Nicht wahr?" bestätigte der Graf aus voller Ueberzeugung.

„Ja, aber . . ."

„Was!" entgegnete der Seeräuber, „giebt es ein Aber?"

„Das giebt es immer," bemerkte der Fremde mit Ueberzeugung.

„Das ist wahr," murmelte der alte Seemann.

„Ihr wißt, daß ich Baumeister bin?"

„Ihr habt es mir gesagt."

„Nun, auch ich habe einen Plan entworfen."

„Schau, schau!"

„Ja, und wenn es mir Euer Gnaden erlauben, werde ich die Ehre haben, Euch denselben vorzulegen."

„Immer her damit, mein Bester, heraus mit der Sprache," sagte der Graf mit herablassendem Lächeln, denn er war innerlich überzeugt, daß sein Plan der bei Weitem bessere sei.

„Sogleich."

„Aber da fällt mir Etwas ein."

„Was denn?"

„Daß es ein wenig finster ist und wir, um Euren Plan genau zu sehen . . ."

„Licht haben müssen, nicht wahr, Euer Gnaden?"

„Allerdings," erwiederte der Pirat, „das scheint mir unerläßlich zu sein."

„Seid deshalb außer Sorgen,“ antwortete der Unbekannte, „ich werde mir sogleich Licht verschaffen.“ Bei diesen Worten zog er sehr gelassen die Feder, welche seinen Hut schmückte, heraus und pflanzte sie in den Felsen, wo sie plötzlich aufloderte wie die schönste Fackel.

Der Graf stand betroffen über dieses Wunder; da er indessen im Grunde ein rechtgläubiger Christ war und anfing starken Verdacht gegen seinen Begleiter zu schöpfen, schickte er sich unwillkürlich an, sich zu bekreuzen.

Der Unbekannte hielt ihn hastig am Arme fest.

„Verlieren wir unsere Zeit nicht, Euer Gnaden,“ sagte er.

Hierauf zog er eine Pergamentrolle unter dem Mantel hervor, breitete sie aus und reichte sie dem Piraten, der den prächtigen Plan, welchen er vor sich sah, mit staunender Bewunderung betrachtete.

„Wie gefällt Euch das, Euer Gnaden?“ fragte er mit seiner gewöhnlichen halb spöttischen Miene.

„Unübertrefflich!“ rief Jener entzückt aus.

„Ihr versteht mich,“ fuhr Jener fort, „ich denke es nämlich so zu machen.“

Er ging hierauf seinerseits auf die genauesten Einzelheiten des Planes ein.

Der alte Seemann hörte ihm mit offenen Augen und aufgerissenem Munde zu, und wurde nicht müde die herrliche, auf dem Pergamente entworfene Festung zu bewundern.

Als der Baumeister schwieg, konnte sich der Pirat von Allem, was er gesehen und gehört hatte, noch nicht erholen und rang vergebens nach der gewohnten Fassung.

„Glaubt Ihr wirklich im Stande zu sein,“ fragte er endlich in ungläubigem Tone, „ein solches Meisterwerk ausführen zu können?“

„Nichts leichter, als das.“

„Es fehlt uns aber an Steinen.“

„Die werden wir finden.“

„Ich habe keine Maurer.“

„Ich werde dafür sorgen.“

„Woher nehmen wir aber Eisen, Holz, kurz alles Material, dessen wir zu einem solchen Baue bedürfen?“

„Das übernehme ich.“

„Das wird aber schrecklich theuer kommen, mein Lieber!“ wendete der Graf, den die Furcht immer gewaltiger packte, ein.

„Bah!“ entgegnete der Unbekannte geringschätzig, indem er die Unterlippe verachtlich vorschob, „nicht viel, eine Kleinigkeit.“

„Und wie lange Zeit braucht Ihr, um mein Schloß so herzustellen, wie es hier auf dem Papiere steht?“

„Ohngefähr,“ sagte Jener, indem er an den Fingern rechnete und sich die Stirn rieb, wie Jemand, der die Lösung eines schwierigen Problemes sucht; „jetzt ist es um neun, nicht wahr?“

„So ziemlich,“ sagte der Graf, der nicht begriff, was die Frage des Unbekannten bedeuten solle.

„Wohlan! bei Sonnenaufgang wird Alles fertig sein, und Ihr könnt von Eurem Schlosse Besitz nehmen."

„Hört einmal, Ihr müßt der Teufel sein!" rief der Graf betroffen aus.

Der Unbekannte stand auf, grüßte den Grafen höflich und anmuthig, und sagte mit der Miene eines vollkommenen Edelmannes.

„Ja, in Person, Euer Gnaden; es ist mir von jeher," fuhr er mit anmuthiger, selbstgefälliger Geberde fort, „unmöglich gewesen einen wackeren Mann in Verlegenheit zu wissen; stets hat mich sein Kummer gerührt und ich bin ihm zu Hülfe gekommen."

„Ihr seid sehr freundlich," murmelte der alte Seemann willenlos, ohne selbst zu wissen, was er sagte.

„Das ist meine Natur," antwortete Jener mit einer bescheidenen Verbeugung.

„Ich danke Euch . . . Und was verlangt Ihr?"

„Wie gesagt eine Kleinigkeit."

„Nun so sagt mir . . ."

„Darüber werden wir uns schon verständigen; ich bin übrigens ein zu echter Edelmann, um Euch wie einen gemeinen Mann zu behandeln. Damit die Sache indessen ihre Ordnung habe, bitte ich Euch gegenwärtigen Contrakt zu unterzeichnen."

„Bitte um Entschuldigung, ich kann aber nicht lesen, mithin auch nichts unterzeichnen . . . Ihr werdet begreifen, daß ich keine Lust empfinde Euch meine Seele zu überlassen."

„Was fällt Euer Gnaden ein,“ entgegnete der Teufel, „meint Ihr etwa, daß ich Euch hintergehen wolle?“

„Wie so?“

„Nun bei meiner Treu! Eure Seele gehört mir schon lange und ich bedarf nicht Eurer Erlaubniß um sie zu holen.“

„Was Ihr sagt!“ entgegnete der ehrenwerthe Seeräuber verblüfft, „Ihr meint also wirklich, daß unser Heiland sich nicht bedenken wird, einen Menschen wie mich zu verdammen?“

„Keineswegs,“ fuhr der Teufel treuherzig fort, „beruhigt Euch daher, denn das ist es nicht, was ich verlange.“

„So redet denn, und ich schwöre bei meiner Ehre als Abenteurer, daß ich Eure Forderung bewilligen werde.“

„Es gilt!“ entgegnete Satan und reichte ihm herzlich die Hand.

„Es gilt!“ entgegnete der Pirat.

„Jetzt sind wir einig. Ihr sollt mir das erste lebende Wesen, das Ihr morgen früh beim Erwachen anreden werdet, als Eigenthum überlassen. Ich fordere, wie Ihr seht, nicht zuviel, nicht wahr? Denn ich hätte viel mehr verlangen können.“

Der Graf Etienne schnitt ein Gesicht. Das erste Wesen, welches er früh beim Erwachen anredete, war seine Tochter.

„Ihr besinnt Euch?“ sagte der Teufel mit seiner gewohnten halb spöttischen Miene.

Der Pirat seufzte. Die Bedingung kam ihm hart vor, doch entschloß er sich endlich, darauf einzugehen.

„Nein, ich bin entschlossen,“ sagte er, „es gilt wie Ihr gesagt habt.“

„Schön! laßt mich nur machen.“

„Nur immer zu,“ antwortete der Pirat und schickte sich an hinunter zu gehen, plötzlich aber besann er sich und sagte umkehrend: „Hört, könnt Ihr mir nicht einen Gefallen thun?“

„Mit Vergnügen.“

„Während unserer Unterhaltung ist es nämlich Nacht geworden, es ist so schwarz wie bei Euch zu Hause und ich fürchte beim Hinuntersteigen in die Ebene den Hals zu brechen.“

„Wollt Ihr Euch ausruhen?“

„Ja, das Tagewerk war anstrengend und ich bin sehr schläfrig.“

„Seid deshalb außer Sorgen, dem ist leicht abzuhelfen.“

„Morgen trete ich also in den Besitz meines Schlosses.“

„Bei Sonnenaufgang, wie ich es versprochen habe.“

„Ich danke, wenn Ihr mir jetzt helfen wollt.“

„Das versteht sich, haltet Euch nur fest.“

Hierauf packte der Teufel das Pferd, auf welchem der Pirat hinaufgeritten war, beim Schwanze, schwenkte

es etlichemal in der Luft herum und schleuderte es dann mit Gewalt in die Tiefe.

Der Pirat fiel unversehrt, obwohl etwas betäubt durch die Schnelligkeit der Reise, vor dem Eingange seines Zeltes nieder. Er stieg sogleich ab und schickte sich an, die Ruhe zu suchen.

Sein Hochbootsmann erwartete ihn, um ihm zu helfen sich zu entwaffnen.

Der Graf warf sich dann sorgenvoll auf's Lager, wie sehr er sich aber bemühte, die Augen schloß und hin und wieder warf, konnte er durchaus nicht schlafen.

Der Hochbootsmann, der quer vor dem Eingange des Zeltes lag, war gleichfalls munter, aber aus einem anderen Grunde, er glaubte seltsame Lichter den Felsen entlang schweben zu sehen, sowie das Geräusch der Hämmer und Aexte, das Knirschen der Steine unter der Säge, das Krachen der Hebel, kurz alle die tausend Laute, welche Maurer, Zimmerleute und Schmiede bei der Arbeit machen, zu vernehmen.

Der arme Matrose, welcher nicht wußte, wie er sich das, was er sah und hörte, erklären sollte, rieb sich die Augen, um sich zu überzeugen, daß er wache, und steckte die Finger in die Ohren, weil er nicht ohne Grund meinte, daß er der Spielball eines Trugbildes sei.

Da er endlich nicht länger zweifeln konnte, beschloß er, sich an seinen Capitain zu wenden und trat daher in das Zelt.

Der Graf schlief, wie gesagt, auch nicht; er stand eilig auf und folgte seinem Hochbootsmann. Da er überdieß das größte Vertrauen zu dem würdigen Manne hatte, welcher bereits seit zwanzig Jahren in seinem Dienste stand, trug er kein Bedenken ihm Alles zu erzählen, was zwischen ihm und dem Teufel geschehen war, sowie das Versprechen, zu gestehen, was er gegeben hatte, und fügte schließlich im einschmeichelndsten Tone, der ihm zu Gebote stand, hinzu, daß er auf seine treue Anhänglichkeit gerechnet habe, um seine Tochter zu verhindern, am nächsten Morgen gewohnter Weise in sein Zelt zu kommen und auf ein Mittel zu sinnen, sich aus der Verlegenheit zu reißen.

Bei dieser Eröffnung und dem Beweise von Vertrauen, der damit verbunden war, umwölkte sich die Stirne des Hochbootsmannes; er war seinem Vorgesetzten herzlich zugethan, das unterlag keinem Zweifel: wohl mehr als zwanzig Mal hatte er sein Leben für ihn auf's Spiel gesetzt. Aber der würdige Matrose war ein Christ und ein Bretagner obendrein, und trug durchaus kein Verlangen, sich leichtsinnig in die Klauen des Höllenfürsten zu begeben, noch dazu um einer Sache willen, die ihm durchaus nichts anging.

Indessen heiterte sich seine Miene nach einigem Bedenken wieder auf, er nahm sein gewohntes munteres Wesen wieder an, wandte sich lachend zu seinem Capitain und sagte:

„Geht ruhig schlafen, Herr Graf, morgen ist auch

noch Zeit, überdieß ist vielleicht der Teufel auch nicht so schlau wie er aussieht."

Der Pirat fühlte sich von dem heiteren Tone seines Hochbootsmannes ermuthigt und beruhigt; er suchte sein Lager wieder auf und war bald eingeschlafen.

Der Matrose hingegen verbrachte die Nacht unter Gebeten. Kaum zeigte sich am Himmel der erste Schein der Morgendämmerung, so eilte er nach dem Hundestalle, suchte ein armes altes, gebrechliches und unbrauchbares Thier aus, das bereits sterbend in einem Winkel lag, kehrte nach dem Zelte zurück, steckte den Hund hinein und harrte draußen der Dinge, die da kommen würden.

Das arme Thier fühlte sich nicht sobald frei, als es auf das Lager seines Herrn sprang und anfing, ihm das Gesicht zu lecken.

„Hol' Dich der Teufel, verwünschtes Thier!" rief der Pirat, aus dem Schlafe emporfahrend, wüthend aus.

Ein furchtbarer Windstoß erschütterte das Zelt und der Hund verschwand.

Der Teufel entfloh sehr beschämt mit der mageren Beute, welche er erwischt hatte.

Die höllische Majestät hatte übrigens ihr Wort gewissenhaft gehalten; eine gewaltige Feste erhob sich stolz auf dem Gipfel des Felsens, der noch am vergangenen Abend öde und kahl emporgeragt hatte.

Der Graf war entzückt.

Noch am nämlichen Tage hielt er seinen Einzug in der Festung.

Indessen hatte ihm der Teufel mit seiner Aeußerung wegen der gräflichen Seele einen Floh in's Ohr gesetzt; er beschäftigte sich daher ungesäumt mit seiner künftigen Seligkeit.

Vor allen Dingen war er darauf bedacht, unfern von seiner Festung eine Stadt zu gründen und wußte durch schöne Versprechungen Abenteurer aller Art in die Gegend zu locken. Jetzt sah er sich nach einem Geistlichen um, der im Stande wäre, ihn von seinen zahlreichen Verbrechen frei zu sprechen, und es ist wahrscheinlich, daß er einen solchen fand, fügte der würdige Franciskaner hinzu, der uns obige Sage erzählte, von deren Wahrheit er fest überzeugt war! denn der Graf Estevan de Sourdis starb eines christlichen Todes, nachdem er den größten Theil seiner Habe der Geistlichkeit vermacht und zwei Abteien nebst drei Kirchen erbaut hatte.

Der alte Pirat hatte also den Teufel bis an sein Ende geprellt.

Ohne der Sage so unbedingten Glauben zu schenken, wie derjenige, welcher sie uns erzählte, konnten wir uns nicht enthalten, beim Anblicke des nach allen Seiten steil aufsteigenden Granitkegels, auf dessen Gipfel sich das Schloß stolz wie ein Adlerhorst erhob, uns einzugestehen, daß es uns unbegreiflich wäre, wie ein solcher Bau entstanden sei.

Jene Festung war es, deren sich der Jaguar durch einen Ueberfall bemächtigen wollte.

Die Aufgabe war, wenn nicht unmöglich, doch wenigstens höchst schwierig, und nur ein so verwegener Geist, wie der des jungen Insurgentenführers, konnte auf den Einfall gerathen, sie durchzusetzen.

Die Nacht war dunkel; schwere Gewitterwolken wälzten sich am Himmel hin und verdunkelten das Licht des Mondes, wodurch die Finsterniß fast undurchdringlich wurde.

Die Verschwörer zogen stumm wie eine Schaar Gespenster durch die verödeten Gassen der Stadt.

Sie wanderten geraume Zeit weiter und hielten sich mit wachsamem Auge und vorgestrecktem Gewehre bereit, beim geringsten verdächtigen Geräusche Feuer zu geben. Indessen stießen sie auf ihrem Wege bis an die Küste auf keine Hindernisse und erreichten nach tausend Umwegen, welche sie machten, um etwaige Späher irre zu führen, das bestimmte Ziel.

Die Stelle, an welcher sie sich befanden, war ein sandiges Ufer, das eine kleine Bucht bildete und von allen Seiten von steilen Klippen umgeben war; dort machten sie auf einen Wink des Jaguar Halt.

Die eigentlichen Schwierigkeiten des Unternehmens sollten erst beginnen.

Der junge Führer versammelte seine Gefährten um sich.

„Caballero's," sagte er mit gedämpfter Stimme,

„wir werden uns nach der Festung des Cap begeben, und müssen uns derselben vor Sonnenaufgang bemächtigt haben. Hört mich aufmerksam an, achtet wohl auf meine Worte, vergeßt meine Instruktionen nicht, damit wir während des Kampfes nicht durch ein Mißverständniß gefährdet werden, welches uns in unserer gegenwärtigen Lage nicht nur in's Verderben stürzen würde, sondern auch unseren Kameraden, die ihrerseits einen kecken Streich wagen, die Frucht ihrer Anstrengungen rauben könnte."

Die Verschwörer traten näher um besser zu hören.

Die Wellen schlugen rauschend zu ihren Füßen an's Ufer, und in geringer Entfernung sah man die schaumgekrönten Wogen unter den scharfen Stößen eines Nord-Nordöstlichen Windes aufsteigen, der bald ein Gewitter zusammenjagen und in einen Orkan ausarten zu wollen schien.

Der Jaguar fuhr fort:

„Die Feste des Cap ist uneinnehmbar, oder steht wenigstens im Rufe, es zu sein; ich habe mir vorgenommen diesen stolzen Ruf zu vernichten, und zu dem Zwecke auf Euren Beistand gerechnet, Kameraden. In Folge der Meinung, welche sich die Mexikaner von der Stärke jener Citadelle gebildet haben, ist es für überflüssig erachtet worden eine starke Besatzung hineinzuwerfen, denn man lebt der festen Ueberzeugung, daß die Lage allein ein hinreichender Schutz ist, und man sich derselben nur durch Verrath bemächtigen kann. Die

Besatzung besteht daher aus dreißig, unter dem Befehle eines Lieutenant stehenden Soldaten. Das ist wenig oder sehr viel, je nachdem man es nimmt; wenig, wenn es uns gelingt, sie zum Kampfe Mann gegen Mann zu zwingen, hingegen viel, wenn wir genöthigt sind aus der Ferne zu kämpfen. Von der Landseite her fällt der Granitkegel, auf dessen Spitze die Festung steht, so steil ab, daß wir nimmermehr im Stande wären ihn auch nur zur Hälfte zur erklimmen. Denn außer dem in den Felsen gehauenen Wege, der in gemessenen Entfernungen durch ungeheure Wälle geschützt ist, ist die Ersteigung unmöglich. Von jener Seite dürfen wir also nicht daran denken einen Angriff zu wagen. Wenn wir auch von der Landseite nichts ausrichten können, bleibt uns doch das Meer.

„Wenn es uns gelingt auf der schmalen Landzunge Fuß zu fassen, welche während der Ebbe ohngefähr eine Stunde lang trocken liegt, ist es wahrscheinlich, daß unser Unternehmen gelingt, denn es wird keinem Menschen einfallen zu glauben, daß man in einer Nacht wie der gegenwärtigen einen ernsten Angriff von der Seeseite aus wagen könne. Damit ist es aber nicht genug, wir müssen jene Landzunge bald zu erreichen suchen, denn die Ebbe ist bereits eingetreten und wird in einer Stunde ihren Gipfelpunkt erreicht haben. Das ist der günstige Augenblick.“

Die Verschwörer drängten sich dicht an ihren Führer und lauschten seinen Worten mit der gespanntesten

Aufmerksamkeit. Es war für sie eine Lebensfrage, welche verhandelt wurde.

„Ihr seht aber, Kameraden," fuhr der Jaguar fort, „daß wir kein Fahrzeug haben, um uns an den Fuß der Festung hinzurudern. Der Schlag der Ruder auf die Takelhacken des Bootes könnte Aufsehen erregen, die Mannschaft aufmerksam machen und unsere Nähe verrathen. Wir müssen daher hinüberschwimmen. Es ist eine lange Strecke, wohl weiter wie eine Stunde. Ist die Strömung heftig, so sind wir überdies genöthigt einen Umweg zu machen; zudem ist die Nacht finster und das Meer unruhig. Der Haifische und Tintorera's welche wir Gefahr laufen unterwegs zu treffen, will ich nur beiläufige Erwähnung thun. Ihr seht jetzt ein, Kameraden, daß die Aufgabe nicht leicht ist; jedenfalls werden wir die Landzunge nicht Alle erreichen. Einige von uns werden unterwegs darauf gehen; was liegt aber daran wenn es uns gelingt? Ihr seid beherzte Männer; ich habe es daher vorgezogen ganz offen mit Euch zu sprechen, und Euch die Sache im wahren Lichte zu zeigen, statt Euch darüber zu täuschen. Eine Gefahr, welche man kennt, ist so gut wie halb überstanden."

Die Verschwörer konnten sich trotz ihrer Entschlossenheit eines geheimen Schauders nicht erwehren; doch zeigte sich keiner unentschlossen. Sie hatten ihr Leben im Voraus zum Opfer gebracht, und waren übrigens bereits zu weit gegangen um zurücktreten zu

können, es blieb ihnen nichts übrig als um jeden Preis weiter zu gehen.

Wir müssen zum Lobe der Verschwörer hinzufügen, daß nur eine der Gefahren, welche sich der Jaguar gefallen hatte aufzuzählen, sie wirklich schreckte.

Die Begegnung mit einem Tintorera erschien ihnen allein bedenklich.

Wir wollen dem Leser jenes gefährliche Thier, was ihm wahrscheinlich unbekannt sein wird, in wenigen Worten näher schildern.

Sein Name ist so gefürchtet, daß selbst der unerschrockenste Mann sich bei der Nennung desselben eines geheimen Schreckens nicht erwehren kann.

Die Gewässer von Mexiko, ganz besonders aber die Küsten wimmeln von einer Unzahl gefährlicher Fische, unter welchen der Hai eine geachtete Stellung einnimmt. Wie furchtbar auch derselbe sein mag, fürchten ihn doch die mexikanischen Perlenfischer, welche größtentheils Indianer sind, nur wenig und bekämpfen ihn wacker, so oft sich eine Gelegenheit dazu bietet. Nur eine besondere Abart jener Gattung ist der Schrecken des Volkes, nämlich der Tintorera.

Der Tintorera ist ein Hai der größten Gattung, und verdankt seinen Namen einer Eigenthümlichkeit, welche seine Nähe schon auf eine ziemliche Strecke erkennen läßt.

An der Schnauze der Tintorera's befinden sich Oeffnungen, welche eine klebrige Substanz ausscheiden,

die sich über den ganzen Körper des Thieres verbreitet und ihm einen Glanz verleiht, wie den Leuchtkäfern. Besonders in gewitterschwülen Nächten, wenn der Wind heftig weht und der Donner grollt, leuchtet jenes phosphorartige Licht am stärksten. Dasselbe beobachtet man auch in finsteren Nächten; je schwärzer die Luft, um so heller erglänzt die Spur, welche der Tintorera zieht. Ueberdieß ist das Thier beinahe blind, kann sich daher, um seine Beute zu fangen, nicht der Augen bedienen.

Sie unterscheiden sich außerdem von den übrigen Haifischen, welche sich einfach auf die Seite wenden, um zu schnappen, dadurch, daß sie genöthigt sind sich zu dem Zwecke geradezu auf den Rücken zu legen.

Es giebt auf den Perleninseln der mexikanischen Küste indianische und halbindianische Taucher, welche sich vor einem Kampfe mit den Tintorera's keineswegs fürchten, und denen es häufig gelingt sie zu erlegen.

„Jetzt," fuhr der Jaguar fort, nachdem er seinen Gefährten eine kurze Bedenkzeit gegönnt, „ist es Zeit uns bereit zu halten. Hört mich an. Wir wollen einen Ueberfall wagen, müssen daher demgemäß handeln. Wir wollen die Schießgewehre, welche uns nicht nur entbehrlich sind, sondern sogar verderblich werden können, indem ein zufälliger Schuß unsere Nähe sofort verrathen würde, zurücklassen; ferner muß sich Jeder bis auf die Beinkleider ausziehen, und statt der Waffe seinen Dolch zwischen die Zähne nehmen. Das genügt; alles

andere würde uns nur hindern, weil wir eine lange Strecke zurückzulegen haben."

Die Nacht wurde finsterer. Das Meer heulte unheimlich unter den Stößen des Coromuel, der heftig zu wehen begann; die Seewölfe heulten durch die Nacht, die Gaviota ließ von der Höhe der Felsen ihr schwermüthiges Klagelied ertönen, und von Zeit zu Zeit erhob der Lamantin, der es sich nicht versagen zu können schien, seinen wehmüthigen Baß in das unheimliche Concert zu mischen, seine Klagetöne, welche den Seufzern eines Verdammten glichen.

Nachdem die Verschwörer ihre erste Bewegung überwunden, fühlten sie sich von der entschlossenen und zuversichtlichen Sprache ihres Anführers ermuthigt, und fügten sich ohne zu murren in die Nothwendigkeit. Sie hatten ihre Waffen abgelegt, ihre Kleider ausgezogen und sich stumm am Ufer aufgestellt, wo sie des Befehles harrten, sich in das Meer zu stürzen.

Der Jaguar stand eine Weile mit starren Blicken und gerunzelter Stirn unbeweglich da, wahrscheinlich überdachte er, welche bedeutende Verantwortung er übernehme, indem er so viele Menschen, welche ihr Vertrauen und ihre Hoffnung auf ihn gestellt hatten, vielleicht dem Tode entgegenführte. Endlich überwand er sich gewaltsam, stieß einen halbunterdrückten Seufzer aus, wandte sich zu seinen Kameraden, welche mit Fassung den Befehl zum Aufbruche erwarteten, der für

Viele wahrscheinlich ein Todesurtheil sein würde, und sagte in dumpfem Tone:

„Brüder, laßt uns beten."

Sie knieten Alle hin.

Der Jaguar sprach das Gebet. Die kräftigen Töne seiner Stimme vermischten sich mit dem Geheul der Raubthiere und dem Toben des Sturmes; seine Gefährten sprachen seine Worte mit der Gläubigkeit von Naturmenschen nach, welche die von ihren Vätern ererbten Ueberzeugungen für die einzig wahren halten.

Es war ein rührendes und ergreifendes Schauspiel, jene rohen Männer mit dem einfältigen Gemüthe und dem Muthe des Löwen, fromm auf dem öden Gestade in der finsteren Nacht knieen zu sehen, während sie der Sturm umheulte und sie sich im Dunkel und allein, ohne den erhebenden Anblick der leuchtenden Sonne oder zahlreicher Zuschauer durch das Gebet auf das Opfer ihres Lebens vorbereiteten; ein stilles Opfer, was Niemand preisen und dessen Lohn sie auf Erden nicht erhalten konnten.

Nach beendetem Gebete sprangen Alle auf. Sie fühlten sich gestärkt; Gott war jetzt mit ihnen, was konnten sie fürchten? Sie hatten ihn zu ihrem Bundesgenossen gemacht!

Der Jaguar erhob sich zuletzt; seine Stirn leuchtete und aus seinen Augen strahlte eine fieberhafte Gluth; er war von dem Erfolge seines Unternehmens

innig überzeugt. Nachdem er sich vergewissert, daß seine Kameraden reisefertig waren, befahl er:

„Nehmt den Dolch zwischen die Zähne, Gott ist mit uns! Vorwärts, Brüder, es lebe die Freiheit!“

„Es lebe die Freiheit!“ wiederholten die Verschwörer einstimmig.

Ein dumpfes Geräusch ließ sich vernehmen; sie waren Alle mit einem Satze in's Meer gesprungen.

---

## Viertes Kapitel.

## Der Ueberfall.

Der Jaguar hatte sehr richtig gesagt, daß die von den Verschwörern unternommene Arbeit schwer sei.

Die Insurgenten hielten sich dicht neben einander und steuerten in gerader Richtung auf die Festung zu, welche zu sehen sie die Dunkelheit verhinderte. Das Meer war unruhig und stürmisch; von der hohen See rollten schwere Wogen heran, und schlugen fortwährend über ihre Köpfe. Der Wind wehte mit verdoppelter Heftigkeit, der furchtbare Coromuel, der Schrecken jener Küsten hatte sich erhoben. Kein Stern blitzte am Himmel, kein Schimmer leuchtete den Blicken der entschlossenen und beherzten Männer.

Sie schwammen lautlos weiter, keine Klage, kein Seufzer verrieth Ermattung oder Entmuthigung. An der Spitze der dunklen Schaar schwamm der Jaguar allein.

Dreiviertel Stunden verstrichen, während welcher Zeit die unerschrockenen Männer die ganze Willens-

kraft und Stärke aufboten, deren ein Mensch fähig ist, um den Riesenkampf zu bestehen.

Keiner war zurückgeblieben.

Die dunkle Linie, welche die kräftigen Köpfe der Schwimmer bildeten, rückte mit derselben Ausdauer vor.

Ohngefähr in der Entfernung eines Flintenschusses konnten sie einen dunklen Schatten, wie einen schwarzen Fleck in der finsteren Nacht unterscheiden. Die gewaltigen Gebäude der Festung warfen jenen Schatten weit hinaus.

Sie kamen immer näher.

Die Verschwörer hatten seit dem Beginne ihrer Reise die Blicke begierig vor sich hin geheftet, ohne ein Wort dabei zu sprechen. Was hätten sie auch reden sollen? Die wahrscheinlichen Folgen ihres tollkühnen Unternehmens waren ihnen vollkommen bekannt, sie waren sich der Gefahr, der sie entgegen gingen, vollständig bewußt. Was half es ihnen übrigens zu reden, wo es galt zu handeln?

Sie schwiegen also, waren aber rastlos thätig. Da indessen jene Leute sämmtlich schwimmen konnten, wie die Biber und an das trügerische Element gewöhnt waren, welchem sie sich anvertraut hatten, wandten sie nicht mehr Kräfte auf, als nöthig war, um sich nicht unnöthig zu ermüden, und waren sorgfältig darauf bedacht, stets auf gleicher Linie mit ihren Kameraden zu bleiben.

Endlich gelang es ihnen nach übermenschlichen

Anstrengungen die Strömung zu durchschneiden, die sich mit unaussprechlicher Gewalt durch die Hafendurchfahrt drängte. Das Schlimmste war überstanden; jetzt hatten sie gewissermaßen nichts weiter zu thun, als die Richtung einzuhalten und sich sanft an's Land treiben zu lassen.

„Muth!“ rief ihnen der Jaguar zu.

Dieses Wort, das erste, welches der junge Mann, seitdem sie das Land verlassen, gesprochen hatte, verlieh seinen Gefährten neue Kraft und belebte ihren Eifer.

Die Festung erhob sich drohend und finster in geringer Entfernung.

Die Verschwörer schwammen jetzt inmitten des Schattens, den die Felsen warfen.

Plötzlich erhob sich ein Schrei und unterbrach die allgemeine Stille:

„Tintorera!“

Eine schimmernde Masse bewegte sich vor den Abenteurern und zog eine leuchtende Spur nach sich.

„Tintorera!“ schrie eine zweite Stimme.

In der That kam ein zweiter Hai vom offenen Meere her, und schwamm gerade auf die Verschwörer zu, indem er gleichfalls eine leuchtende Spur nach sich zog.

„Tintorera!“ sagte eine dritte Stimme im Tone unbeschreiblicher Angst.

Drei Tintorera's schlossen die Schwimmer ein, und der Kreis, den sie gezogen, wurde von Augenblick zu Augenblick enger.

Die Gefahr war drohend.

„Vorwärts, Kameraden!" rief ihnen der Jaguar mit seiner vollen, gewinnenden Stimme zu; „schwimmt langsam und geräuschlos. Jene Thiere sind, wie Ihr wißt, beinahe blind und fast ganz taub, noch haben sie uns nicht gesehen. John Davis!" fügte er hinzu.

„Hier bin ich!" antwortete der Amerikaner.

„Wo seid Ihr?"

„Ich bin der vorletzte, rechter Hand."

„Gut. Uebernehmt den zweiten Tintorera, den ersten will ich übernehmen. Lanzi!"

„Lanzi ist eben verschwunden," antwortete eine Stimme.

„Verwünscht!" rief der Jaguar aus. „Sollte er todt sein? Wer nimmt es mit dem dritten Tintorera auf?"

„Kümmert Euch nicht darum, Jaguar," antwortete die wohlbekannte Stimme des Halbindianers, „ich bin schon auf seiner Spur."

„Gut. Vorwärts, Kameraden, wir dürfen uns von den Ungethümen nicht überholen lassen."

Die Verschwörer bewegten sich geräuschlos weiter, verdoppelten aber ihre Anstrengungen.

Der Jaguar tauchte augenblicklich unter und schwamm auf den Hai los. Letzterer bewegte sich in mäßiger Tiefe zwischen zwei Stromschnellen. Bald hatte sich der Jaguar dem Unthiere soweit genähert,

daß die Floßen des Tintorera die Schulter des verwegenen Abenteurers berührten, und er das gläserne Auge, das vom Lide halb bedeckt war, auf sich gerichtet sah.

Der Jaguar machte eine rasche Wendung, kehrte auf die Oberfläche des Wassers zurück, worauf er den Dolch in die Hand nahm und sich umdrehte. Im selben Augenblicke zeigte sich der silberne glänzende Bauch des Ungeheuers, während es den furchtbaren Rachen öffnete und die spitzen Zähne, die den Stacheln einer Egge glichen, zeigte.

Der Jaguar stieß seinen Dolch mit aller Gewalt in den Bauch des Thieres und schlitzte denselben der Länge nach ein Dritttheil auf.

Das tödtlich getroffene Scheusal that einen ungeheueren Satz, schlug links und rechts heftig in das Wasser und fiel todt zurück.

Der Jaguar wurde von den Blutströmen, die das Ungestüm ausstieß, fast geblendet, während er in die Bewegungen gerissen wurde, die es im Todeskampfe machte und die ihn fast eine Minute lang bewußtlos machten. Mit gewaltiger Anstrengung arbeitete er sich indessen wieder auf die Oberfläche des Wassers hinauf, athmete hoch auf und stieß ein Triumphgeschrei aus, als er den leblosen Körper seines Feindes von den Wellen forttreiben sah.

Er gönnte sich keine lange Frist, sondern warf einen besorgten Blick um sich, bis ihm aus geringer Entfernung eine Stimme zurief:

„Es ist geschehen!“

„Bist Du es, Lanzi?“

„Ich bin es,“ antwortete der Halbindianer so gelassen, als ob er sich ruhig auf dem Festlande befunden hätte.

„Nun?“

„Der Hai ist todt.“

„Jetzt ist noch der Dritte übrig!“

„Wo ist John Davis?“

„Fort!“

Ohne sich weiter um ihre Gefährten zu kümmern, die fortfuhren, dem Lande zuzuschwimmen, eilten die beiden beherzten Männer zum Beistande des Amerikaners herbei.

Rings umher war aber Alles still und dunkel. Vergebens forschten sie durch die Finsterniß, weder ein Mensch, noch ein Tintorera wollte sich zeigen.

„Sollte er todt sein?“ murmelte der Jaguar in dumpfem Tone.

„Ach nein, das glaube ich nicht,“ antwortete Lanzi, „er ist ja so tapfer und geschickt!“

„So müssen wir suchen.“

„Gern!“

„Wie, wenn wir ruften? Vielleicht ist er verwundet!“

„Man wird uns aber in der Festung hören.“

„Nein, der Wind ist uns günstig.“

„Zu Hülfe! zu Hülfe!“ rief in dem Augenblicke eine Stimme aus geringer Entfernung.

„Er ist es!“ sagte der Jaguar. „Hier sind wir, John, nur Muth gefaßt!“

Hierauf eilten sie mit verdoppelter Anstrengung nach der Richtung, von welcher der Ruf gekommen war.

„Zu Hülfe, zu Hülfe!“ wiederholte die Stimme in so angstvollem Tone, daß die beiden unerschrockenen Männer unwillkürlich erbebten.

Der Noth- und Hülferuf eines starken Mannes, welcher der Nothwendigkeit unterliegt, hat einen so angreifenden und wehmüthigen Klang, daß man sich bis in's Innerste dadurch erschüttert fühlt.

„Muth, Muth!“ wiederholten die beiden Männer, indem sie ihre auf's Aeußerste gespannten Kräfte noch mehr anstrengten.

Plötzlich sahen sie ohngefähr etliche Fuß vor sich eine dunkle Masse, die sich auf dem Wasser bewegte und plötzlich in die Tiefe sank. Der Jaguar tauchte sogleich unter und brachte den Gegenstand wieder herauf.

Jene Masse, deren Gestalt sie wegen der Dunkelheit nicht hatten unterscheiden können, war der Körper John Davis.

Es war die höchste Zeit, daß ihm die beiden Männer zu Hülfe kamen.

Der gänzlich erschöpfte Amerikaner, der in dem hartnäckigen Kampfe, den er um sein Leben gekämpft, unterlag, wurde von den Wellen in die Tiefe gezogen. Doch hatte er das Bewußtsein nicht vollständig verloren. Während ihn seine Kameraden über Wasser erhielten,

athmete er die frische Luft in tiefen Zügen ein und war bald im Stande, auf die Fragen zu antworten, welche ihm seine Freunde vorlegten.

„Seid Ihr verwundet?" fragte der Jaguar.

„Ja."

„Was fehlt Euch?"

„Ich glaube, daß mein Schulterblatt zerschmettert ist, denn das sterbende Unthier hat mir mit dem Schwanze einen Schlag versetzt, der mich fast besinnungslos gemacht hat. Ohne Euch war ich verloren. Es ist aber nur ein Aufschub, nehmt meinen Dank und lebt wohl! Verschwendet Eure Zeit nicht länger an einen halbtodten Mann."

„Wir werden Euch nicht verlassen, so lange Ihr Euch nicht selbst verlaßt, John! Lanzi und ich sind kräftig genug und vollkommen bereit, Alles zu thun, wodurch Ihr gerettet werden könnt."

„Wir sind vom Lande zu weit entfernt."

„Keineswegs, wir sind gleich am Ufer und werden bald Fuß fassen. Laßt uns nur machen."

„Gern, da Ihr es durchaus wollt."

„Könnt Ihr Euch über Wasser erhalten, wenn Ihr Euch mit der einen Hand auf Lanzi, mit der andern auf mich stützt?"

„Ich werde es versuchen, Bruder."

„Vorwärts denn!"

John Davis unterdrückte gewaltsam die furcht-

baren Schmerzen, die er empfand, und brachte es endlich dahin, zu thun, was der Jaguar verlangte.

Alle drei schwammen jetzt nach dem Ufer, welches allerdings nicht weit entfernt war, denn trotz der Dunkelheit konnte man die Umrisse desselben vollkommen unterscheiden.

Aber trotz seiner Entschlossenheit wurden die Schmerzen Davis' so unerträglich, daß sich seine Blicke plötzlich verdunkelten und ihn die Kräfte gänzlich verließen.

„Nein," sagte er, „es ist unmöglich, ich kann nicht weiter. Lebt wohl!" Bei diesen Worten ließ er die Stütze gehen, die ihn bisher gehalten und sank unter das Wasser.

„Cuerpo de Christo," rief der Jaguar vom Schmerze überwältigt aus, „ich werde ihn retten oder sterben!"

Er tauchte entschlossen unter, erfaßte seinen Freund bei den Haaren, stieg mit ihm wieder hinauf und hielt mit der Linken seinen Kopf über Wasser, während er mit der rechten fortruderte.

Lanzi hatte sich dem heldenmüthigen Beginnen seines Herrn auf keine Weise zu widersetzen gesucht, sondern sich nur begnügt, ihn nicht zu verlassen; er schwamm neben ihm und hielt sich bereit, ihm beizuspringen, für den Fall, daß ihn seine Kräfte verlassen sollten.

Glücklicher Weise für den Jaguar hemmte die ungeheuere Felsenmasse, auf welcher das Fort erbaut

war, die Gewalt des Windes und stellte eine gewisse Stille her, die es dem jungen Manne möglich machte, an dem schmalen Strande zu landen, wo die Gefährten seiner harrten und seine kostbare Last nach sich zu ziehen. Kaum hatte er aber den Fuß auf den Sand des Ufers gestellt, als er plötzlich ohnmächtig wurde.

Die Verschwörer waren über den Zustand ihres Anführers bestürzt. Was sollten sie ohne ihn beginnen? Was sollte aus ihnen werden?

Lanzi sprach ihnen Muth ein.

Er erzählte ihnen, was geschehen war und Jedermann drängte sich jetzt zu dem jungen Manne und zu dem Amerikaner, dessen Zustand weit bedenklicher war, weil er schwer verwundet worden.

Nur die Gemüthsbewegung und übermäßige Anstrengung hatte, wie gesagt, die Ohnmacht des Jaguar herbeigeführt.

Unter der sorgfältigen und verständigen Pflege seiner Kameraden kam er bald wieder vollkommen zu sich.

Die Zeit drängte und man mußte ungesäumt handeln, wenn man nicht von der wiederkehrenden Fluth überrascht werden wollte.

Sobald der Jaguar sich wieder erholt hatte, war es seine erste Sorge, seine Kameraden zu zählen.

Es fehlten deren neun.

Jene neun Männer waren lautlos und ohne Klage gestorben. Sobald sie sich gänzlich erschöpft fühlten, zogen sie es vor, unterzusinken und zu sterben,

statt eine Hülfe in Anspruch zu nehmen, welche ihre Kameraden in's Verderben gelockt haben würde, indem der nöthige Beistand ihre Kräfte bald gänzlich erschöpft hätte.

Nur große Thaten begeistern zu solcher Selbstverleugnung. Die Verschwörer standen dicht am Fuße des Felsens, auf dessen Spitze die Festung erbaut war. Ein großer Schritt war damit zwar gethan, der aber, so lange der Felsen nicht erstiegen war, Nichts nützte.

Auf welche Weise sollte in der dunklen Nacht unter den Stößen des Coromuel, der mit jedem Augenblicke heftiger wehte, der Fels erklettert werden, von dessen steilem Abhange der verwegene Ersteiger heruntergeschleudert zu werden Gefahr lief?

Etwas mußte aber geschehen.

Der Jaguar war bald entschlossen. Er hatte das Leben seiner Gefährten und sein eigenes nicht auf's Spiel gesetzt, um vor irgend einem Hindernisse zurückzuschrecken; selbst das Unmögliche durfte ihn nicht abhalten und trotz der Möglichkeit sein Leben einzubüßen, war er entschlossen, vorzugehen.

Die Mittel, über welche er verfügte, waren indessen mangelhaft genug. Er hatte nur eine seidene, etliche hundert Klafter lange Schnur, die er um seinen Leib gewickelt hatte, und seine Gefährten besaßen keine andere Waffe, als ihre Dolche.

Diejenigen, welche den Anfang unserer Erzählung gelesen haben, werden sich ohne Zweifel der Schilderung

entsinnen, die wir von dem Jaguar entworfen haben. Obwohl er noch sehr jung war oder wenigstens sehr jung aussah, besaß er nicht nur eine merkwürdige Behendigkeit, sondern auch überraschende Kraft; sein abenteuerlicher Sinn fand am Ungewöhnlichen Gefallen; nur das scheinbar Unmögliche hatte einen Reiz für ihn.

Nachdem er sich kurze Zeit bedacht, rieth er seinen Gefährten, sich am Fuße des Felsens hinzustrecken, um von den Stößen des Coromuel, der sich immer heftiger erhob, nicht umgerissen zu werden, steckte dann zwei Dolche in den Gürtel, nahm einen dritten in die rechte Hand und begann den Felsen, den er erklimmen wollte, aufmerksam zu betrachten.

Die Granitmasse, deren Fuß vom Meere gebadet war und von den Wellen fortwährend bespült wurde, war noch von Niemand einer genauen Musterung unterworfen worden. Welches Interesse hätte man dabei gehabt?

Der Jaguar allein hatte, seitdem er mit dem Gedanken umging, die Festung zu überrumpeln, zu verschiedenen Malen und Stundenlang versucht die Spalten des Felsens vermittelst eines Fernrohres zu entdecken. Unglücklicher Weise konnte er, um keinen Verdacht zu erwecken, seine Beobachtungen nur aus sehr weiter Ferne anstellen; viele Einzelheiten waren ihm daher nothwendig entgangen; er nahm es erst wahr, als er jetzt eine abermalige genaue Musterung anstellte.

Jener Fels, der von Weitem einer schroffen Wand

glich, war nämlich stellenweise ausgehöhlt, und in den Spalten, welche die Zeit, die selbst den härtesten Granit zerbröckelt, gegraben hatte, wuchsen Schmarotzerpflanzen, die feste Wurzel geschlagen hatten.

Trotzdem blieb die Ersteigung sehr schwierig, obwohl sie keineswegs unmöglich war.

Diese Ueberzeugung erlangte der Jaguar bald mit unverhohlener Freude.

„Auf baldiges Wiedersehen, Brüder!“ sagte er zu seinen Gefährten; „seid getrost! Ich habe jetzt gegründete Hoffnung, daß es uns gelingen wird.“

Er schickte sich hierauf an, den Fels hinanzuklettern.

Lanzi folgte ihm.

„Wo willst Du hin?“ fragte ihn der Jaguar.

„Mit Euch,“ antwortete der Halbindianer kurz.

„Warum? Ein Mann genügt zu dem, was ich vorhabe.“

„Ja,“ antwortete er; „es ist aber besser, wenn es deren zwei sind.“

„Gut, es sei; komm'!“ Hierauf wandte er sich zu seinen aufmerksam lauschenden Gefährten und fügte hinzu: „Sobald ich das Seil hinunterlasse, könnt Ihr es getrost erfassen.“

„Ja,“ antworteten die Verschwörer.

Jetzt steckte der Jaguar seinen Dolch in einen über seinem Kopfe befindlichen Spalt und schwang sich dann mit Händen und Füßen hoch genug hinauf, um einen zweiten Dolch über den ersten einpflanzen zu können.

Der erste Schritt war auf solche Weise geschehen; der Jaguar gelangte, indem er seine Dolche immer höher steckte, auf eine ohngefähr fünf bis sechs Ellen im Geviert messende Plattform, wo er rasten und Athem schöpfen konnte.

Lanzi folgte ihm auf dem Fuße.

„Wahrhaftig!" sagte er; „das ist eine ganz lustige Promenade; es ist nur Schade, daß es so schwarze Nacht ist."

„Im Gegentheil, das ist sehr gut!" antwortete der Jaguar; „wir sind ja Beide dadurch vor Schwindelanfällen geschützt."

„Wahrhaftig, das ist auch wahr," entgegnete Lanzi, der kaum wußte, was Schwindel sei.

Sie musterten die Stelle, an welcher sie standen, genauer. Es war eine Art Vertiefung, welche durch die Einflüsse der Zeit in der Felsenwand entstanden war. Unglücklicher Weise bildete der Kegel dicht unter jener Vertiefung eine Art Vorsprung, welche überhing und das Höhersteigen unmöglich machte. Man durfte nicht daran denken, die Ersteigung in gerader Richtung fortzusetzen; während sich der Jaguar rechts und links nach einem Auswege umsah, setzte sich Lanzi, der es für überflüssig hielt, seine Kräfte unnöthig anzustrengen, in die Tiefe des Spaltes, um sich vor dem Winde zu schützen.

Der Boden jenes Felsenspaltes war mit dichtem Gestrüpp überwachsen, auf welchem sich Lanzi mit dem

Behagen eines Mannes niederließ, der nach einer heftigen Anstrengung erfreut ist, einen Ruhepunkt zu finden. Das Gestrüpp gab unter ihm nach und der Halbindianer stürzte rücklings zu Boden.

„Schau!" sagte er mit der unvergleichlichen Kaltblütigkeit, die ihn nie verließ, „was ist denn das?"

„Schweig!" entgegnete der Jaguar, der rasch näher trat; „Du wirst uns verrathen. Was ist Dir denn zugestoßen?"

„Ich weiß es selber nicht, seht selbst her."

Die Männer tappten nun mit vorgestreckten Armen im Finstern umher.

„Vive dios!" rief der Jaguar nach einer Weile aus; „das ist ja eine natürliche Höhle."

„Das kommt mir fast auch so vor," antwortete der Diener mit demselben Gleichmuthe.

Jene Höhlung, welche von Weitem einer schmalen Felsenspalte glich, war in der That eine Felsenhöhle, deren Oeffnung durch das Gestrüpp, das zufällig dort wucherte, vollständig verdeckt war und die der Halbindianer durch den allergrößten Zufall jetzt entdeckt hatte.

Welcher Art war aber jene Höhlung?

War sie tief?

Stieg sie aufwärts?

Senkte sie sich?

War sie der Besatzung der Festung bekannt?

Diese und noch viele andere Fragen drängten sich

den Abenteurern auf, welche natürlich nicht im Stande waren sie zu beantworten.

„Was fangen wir jetzt an?“ fragte Lanzi.

„Por dios! das ist nicht schwer zu errathen,“ antwortete der Jaguar; „wir wollen vor allen Dingen den unterirdischen Raum mustern.“

„Der Meinung bin ich auch; glaube aber, daß vorher ein sehr dringendes Geschäft besorgt werden muß.“

„Was denn?“

„Welcher Art die Höhle auch ist und wo sie auch ausmündet, unterliegt es keinem Zweifel, daß sie uns einen trefflichen Schutz bietet. Gesetzt nun, was immer möglich ist, daß es uns heute Nacht nicht gelänge, die Ersteigung des Felsens zu bewerkstelligen, könnten wir uns morgen hier verstecken und sind in der folgenden Nacht vollkommen im Stande, unser Werk zu vollenden.“

„Das ist ein trefflicher Einfall,“ entgegnete der Jaguar, „den wir sofort benutzen wollen.“

Der junge Mann wickelte hierauf das Seil los, welches er um seinen Leib gerollt hatte, und nachdem er das Ende desselben an einer Felsenspitze festgebunden und einen Stein an das andere Ende gebunden hatte, damit es der Wind nicht umherwerfen könne, ließ er es in die Tiefe fallen.

Bald wurde das Seil straff angezogen, die am Strande auf der Lauer liegenden Verschwörer hatten es erfaßt.

Noch etliche Minuten verstrichen; hierauf erschien

ein Mann, dann ein zweiter und dritter, bis Alle auf der Plattform versammelt standen. Lanzi ließ sie nach der Reihe, wie sie anlangten, in die Grotte treten.

„Und John Davis?" fragte der Jaguar in vorwurfsvollem Tone; „habt Ihr ihn etwa verlassen?"

„Nein, keineswegs!" antwortete Derjenige, welchen er gefragt hatte, der zuletzt hinaufgestiegen war; „ehe ich ging, habe ich, trotz seiner Einwendungen, den Strick fest um seinen Leib geschlungen und mehrmals um ihn herumgewickelt. Ich habe seinen Widerstand nur dadurch brechen können, daß ich ihm sagte, die Last seines Körpers solle dem Seile als Schwerpunkt dienen, damit es nicht vom Winde umhergeworfen würde und unsere Ersteigung leichter von Statten gehe."

„Das war recht, nehmt meinen Dank," antwortete der Jaguar. „Vorwärts, Kinder, an's Werk! wir dürfen unsern Bruder nicht verlassen."

Auf den Befehl, oder vielmehr die Bitte ihres Anführers griffen acht bis zehn Mann nach dem Seile und bald hatte man den Amerikaner heraufgezogen.

„Warum gebt Ihr Euch meinetwegen so viel Mühe?" sagte er; „ich kann Euch nichts helfen, sondern Euch im Gegentheile bei Euren Bewegungen nur hemmen und hindern. Ihr hättet besser gethan, mich dem Tode zu überlassen; das Meer würde mich bei eintretender Fluth mit hinweggespült haben und mein Grab geworden sein."

Der Jaguar antwortete nicht, ließ ihn aber in die Höhle bringen, wo man ihn bequem hinstreckte.

Der junge Führer versammelte jetzt seine Gefährten und erzählte ihnen, durch welchen seltsamen Zufall Lanzi die Höhle entdeckt habe. Sie sei allerdings noch nicht durchforscht und es müßte ihre erste Sorge sein die Tiefe derselben zu ergründen und sich zu versichern, wo sie ausmünde. „Unglücklicher Weise," fügte der junge Mann hinzu, „ist es vollkommen finster und wir haben kein Mittel uns Feuer zu verschaffen."

„Hört, Jaguar, ich will Euch Feuer geben," sagte John Davis, der den Auseinandersetzungen des jungen Mannes aufmerksam gelauscht hatte.

„Ihr!" rief der junge Mann erfreut aus, „wäre es möglich!"

Der Amerikaner bemühte sich trotz der heftigen Schmerzen, welche er litt, zu lächeln.

„Wie kommt es, daß Euch, der Ihr doch ein Waldläufer seid, der Einfall noch nicht gekommen ist? Die Sache ist doch sehr einfach. Greift in die rechte Tasche meiner Calzoneras und holt ein Päckchen heraus, welches Ihr darin finden werdet."

Der Jaguar beeilte sich zu gehorchen. Er zog ein ziemlich dünnes, ohngefähr sechs Zoll langes Päckchen heraus, welches in ein Stück Leder gewickelt und sorgfältig zugebunden war.

„Was enthält das Päckchen?" fragte er mit einiger Neugierde.

„Ein Dutzend Cebos, die ich auf alle Fälle zu mir gesteckt habe."

„Lichter! Vive dios! Das ist ein herrlicher Einfall!" rief der junge Mann erfreut aus. „Aber," fügte er nach einer Weile niedergeschlagen hinzu, „sie werden uns nichts helfen."

„Sie werden leuchten, bei Gott!"

„Unsere Feuerzeuge sind leider sämmtlich im Meere naß geworden."

„Das meinige nicht. Meint Ihr etwa, Jaguar, daß ich der Mann wäre, der eine Vorsicht versäumt oder die Dinge nur halb macht? Greift in die linke Tasche meiner Calzoneras, mein Freund."

Der Jaguar ließ es sich nicht zweimal sagen. Er fand dort in der That ein zweites kleineres Päckchen, welches ebenfalls durch Leder gegen die Feuchtigkeit geschützt und ebenso sorgfältig zugeschnürt war. Jenes Päckchen enthielt einen goldenen Mechero, nebst Feuerstein und Stahl.

„Ach," rief der junge Mann aus, „jetzt sind wir gerettet!"

„Das hoffe ich," sagte der Amerikaner, indem er zurücksank und vom Schmerze überwältigt unbeweglich liegen blieb.

Einige Minuten später war das Innere der Höhle durch vier brennende Lichter erhellt.

Die Verschwörer unterdrückten mit Mühe einen Schrei des Entsetzens.

Sie waren, Dank der Vorsorge John Davis, zwar gerettet, doch nicht in dem Sinne, wie es der Jaguar gemeint hatte.

Die Höhle erstreckte sich sehr tief in den Felsen, hatte ziemlich hohe Wände und schien aufwärts zu steigen. Aber in der Mitte derselben gähnte ein Abgrund, der zwei Dritttheile der Breite einnahm und dessen Tiefe unergründlich zu sein schien; hätten die Verschwörer einen Schritt weiter in die Höhle gethan, so wären sie in die Tiefe hinunter gestürzt!

Es giebt Gefahren, welche dermaßen außerhalb des Bereiches aller menschlichen Berechnung liegen, daß sie die unerschrockensten Leute mit Schrecken erfüllen.

Jene Männer, welche seit mehreren Stunden ihr Leben durch eine tollkühne That hundertmal gefährdet hatten, und die gewissermaßen nur in Folge eines Wunders noch am Leben waren, schauderten bei dem Gedanken an das entsetzliche Schicksal, dem sie auf überraschende Weise entgangen waren.

„Ach!“ rief der Jaguar in innigem Tone aus, „der Himmel ist entschieden für uns und wir müssen siegen. Folgt mir, Brüder! denn Ihr werdet gleich mir vor Ungeduld vergehen, die Lösung des Räthsels zu finden.“

Alle drängten sich ihm nach.

Die Höhle bildete mehrere Windungen, schien aber, im Gegensatze zu der Mehrzahl der natürlichen Höhlen,

keinen andern Ausgang zu haben, als den, durch welchen die Verschwörer eingedrungen waren.

Die Truppe schritt ihrem Führer bedächtig nach. Je tiefer sie in die Höhle drangen, um so steiler stieg sie bergan.

Der Jaguar drang nur mit der größten Vorsicht und Behutsamkeit vor. Es schien ihm fast unmöglich, daß der Befehlshaber der Festung den unterirdischen Gang nicht kennen sollte. Je länger er darüber nachdachte, je wahrscheinlicher kam es ihm vor, daß die Höhle in früheren Zeiten durch Menschenhände ausgehauen worden und der Abgrund, in welchen er nebst seinen Gefährten beinahe gestürzt wäre, nichts anderes sei als ein Brunnen, der für den Fall einer Belagerung die Besatzung mit Wasser versehen solle.

Bald erlangte er die Gewißheit, daß er sich in seiner Annahme nicht geirrt habe.

Nachdem die Verschwörer noch eine Zeitlang weiter vorgedrungen, gelangten sie an eine mit Eisen beschlagene Thür, welche ihnen den Weg versperrte.

Auf ein Zeichen des Jaguar blieben die Leute mit der Hand am Dolche unbeweglich stehen.

Der entscheidende Augenblick war gekommen; offenbar führte jene Thür in die Festung.

Der Jaguar untersuchte das Eisenwerk sorgfältig und befahl dann die Lichter auszulöschen.

Man gehorchte und befand sich bald in der tiefsten Finsterniß.

Die Thür war sehr alt und, wie es schien, lange Zeit nicht geöffnet worden, würde daher voraussichtlich ihren Anstrengungen nicht lange widerstehen. Der junge Führer steckte die Spitze seines Dolches zwischen die eiserne Krampe und das Schloß und drückte auf.

Die Krampe fiel zu Boden. Die Thür leistete indessen noch Widerstand, denn sie war von Innen mit starken Riegeln versehen.

Es trat ein Augenblick ängstlicher Spannung, ja fast der Entmuthigung ein.

Wie sollte man die Thür öffnen? Sollte man wieder umkehren und den Früchten so vieler Anstrengungen und überstandener Gefahren entsagen?

Die Lage war schwierig.

Der Jaguar war aber, wie wir schon früher gesagt haben, ein Mensch, für welchen nur das Unmögliche Reiz hatte. Er ließ wieder ein Licht anzünden und untersuchte die Thür auf das Genaueste.

Das durch die Feuchtigkeit und das Alter vermorschte Holz zersplitterte sich und zerbröckelte bei der geringsten Berührung in Staub.

Sobald das Licht wieder ausgelöscht war, kniete der junge Mann vor der Thür nieder und fing an sie mit seinem Dolche zu bearbeiten, wobei er, um die Besatzung nicht aufmerksam zu machen, so geräuschlos wie möglich verfuhr, denn er hatte sich zwar überzeugt, daß die Thür in die Festung führe, konnte aber nicht wissen, in welchem Theile derselben sie ausmünde.

Nach angestrengter langsamer Arbeit, die ohngefähr zehn Minuten währte, war der untere Theil der Thür abgebrochen. Der Jaguar kroch durch die Oeffnung, stand, ohne sich Zeit zu nehmen, sich zu orientiren, auf, tappte im Finstern nach den Riegeln, zog sie sämmtlich leise zurück und öffnete einen Spalt der Thür, durch welchen seine Gefährten geräuschlos hinein schlüpften.

Die Verschwörer tappten längs der Wände hin, weil sie, um jedes Aufsehen zu vermeiden, kein Licht anbrennen wollten und es dem Zufalle überließen sie den rechten Weg finden zu lassen. Letzterer, der sich ihnen bisher günstig erwiesen, trog sie auch dieses Mal nicht.

Lanzi gelangte an eine Thür, welche er gedankenlos aufstieß, indem sie nur angelehnt war und trat in einen langen, von einer Fackel erleuchteten Gang.

Die Insurgenten schritten entschlossen hinein, nachdem sie die Fackel vorsichtiger Weise heruntergenommen und verlöscht hatten.

Es mochte ungefähr halb fünf Uhr des Morgens sein und der Tag fing bereits an zu dämmern.

Am äußersten Ende des Ganges sah der Jaguar eine unbewegliche Gestalt gegen die Mauer lehnen. Auf den Befehl seines Herrn kroch der Halbindianer wie eine Schlange auf die Gestalt zu, welche nichts Geringeres war, als eine Schildwache, die mit dem Gewehre neben sich friedlich schlief; sobald Lanzi nahe genug war, sprang er wie ein Panther mit einem

Satze an den Hals des Schläfers und warf ihn um, ehe er Zeit gefunden hatte, einen Schrei auszustoßen.

Der arme Teufel wurde gebunden und geknebelt, ehe er sich besinnen konnte, was mit ihm vorgehe.

Die Wache wurde ohne Schwertstreich von den Insurgenten besetzt, nachdem sie die Soldaten gebunden und sich ihrer Waffen bemächtigt hatten.

Die Sache schritt rasch vorwärts; schon war ein Theil der Besatzung überfallen und die Insurgenten beinahe Herren der Festung.

Während des Vorganges auf der Wache war es indessen der auf dem Gange aufgestellten Schildwache, die man ihrem Schicksale überlassen hatte, gelungen, sich ihrer Fesseln zu entledigen und Lärm zu machen.

Jetzt nahm die Sache eine bedenkliche Wendung.

„Wie ich sehe," sagte der Jaguar gelassen, „ist ein Kampf unvermeidlich. Mehrere unter Euch sind bewaffnet, seid meiner Ermahnung eingedenk, Kameraden, ertheilt keinen Pardon!"

Da die Insurgenten nicht wünschten, in der Wachstube belagert zu werden, wo man sich ihrer leicht hätte bemächtigen können, eilten sie hinaus.

In dem Augenblicke wo sie in den Gang traten, sahen sie eine Schaar von ohngefähr dreißig Soldaten, an deren Spitze drei Officiere in voller Uniform schritten, entschlossen auf sich zukommen. „Feuer!" befahl der Jaguar mit Donnerstimme, „und vorwärts!"

Zehn Flintenschüsse knallten, die drei Officiere

sanken, in die Brust getroffen, zu Boden und die Insurgenten stürmten wüthend auf die Soldaten los.

Letztere, welche ein so heftiger Angriff verblüffte und die ihre Führer todt daliegen sahen, leisteten nur schwachen Widerstand; nach einem kurzen Kampfe Mann gegen Mann, den sie viel mehr zur Rettung ihrer Soldatenehre, als in der Hoffnung unternahmen, ihre Angreifer zu besiegen, verlangten sie zu kapituliren.

Der Jaguar befahl den Kampf einzustellen, und ertheilte der Mannschaft die Weisung, die Waffen zu strecken.

Die Mexikaner gehorchten schleunigst.

Die Insurgenten blieben Sieger.

Während des kurzen Kampfes, der stattgefunden hatte, waren acht der ihrigen durch Bayonettstiche getödtet worden.

Die Festung des Cap, die man für uneinnehmbar hielt, war von fünfundzwanzig nur mit Dolchen bewaffneten Männern erobert worden! Jene fünfundzwanzig Mann aber kämpften für eine große und erhabene Sache, und waren entschlossen zu siegen oder zu sterben.

Der Jaguar hatte die Aufgabe, welche ihm von den Insurgenten ertheilt worden war, erfüllt.

Die Einnahme der Festung mußte die Uebergabe der Stadt nothwendig nach sich ziehen, vorausgesetzt, daß es El Alferez gelang, sich der Corvette Libertad zu bemächtigen.

Wir haben bereits gesehen, wie es auch jenem Führer gelungen war, das gewünschte Resultat zu erreichen.

---

## Fünftes Kapitel.

## El Salto del Frayle.

Das entschiedene Auftreten des Jaguar, der sich der Feste dadurch versichert hatte, daß er ohne vorhergegangene Warnung auf den Commandanten und seine Leute schießen ließ, war vielleicht nicht streng dem militairischen Ehrengesetze gemäß; man darf aber nicht vergessen, daß die Mexikaner den Jaguar und seine Anhänger für vogelfrei erklärt, daß sie wie Raubthiere gehetzt werden durften, und ein bedeutender Preis auf ihren Kopf gestellt worden war.

In einer solchen Lage mußten sich die Insurgenten ihren Feinden gegenüber als von allen Rücksichten frei betrachten, und im Grunde war es auch der Fall. So lange sie nicht auf gleichem Fuße mit ihren früheren Gebietern verkehren konnten, durften sie nur einen Gedanken haben, nämlich ihr Ziel zu erreichen. Bei gegenwärtiger Gelegenheit war ihnen das gelungen, und mehr durfte man nicht verlangen.

Sobald der Jaguar Besitz von der Festung ge-

nommen, war es seine erste Sorge John Davis in ein bequemes luftiges Zimmer bringen zu lassen; hierauf schickte er etliche Mann nach der Bucht hinunter, von wo aus sie ihre Reise angetreten hatten, um die Kleider und Waffen zu holen, welche die Verschwörer daselbst zurückgelassen hatten. Der Tag war unter den mannigfachen Arbeiten, welche die Einquartierung der Leute und genaue Musterung der Festung verursachten, vollständig angebrochen, und die Sonne aufgegangen.

Nachdem der Jaguar die nöthigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um sich seinerseits vor einer Ueberrumpelung zu sichern, nahm er ~~sein~~ Fernglas zur Hand und stieg auf die Plattform der Feste.

Von dort aus beherrschte man ein weites Gebiet, und ein prachtvolles Panorama entrollte sich vor den staunenden Blicken. Von der einen Seite erstreckte sich das hügeliche Gebiet von Texas, welches hohe Berge am Horizonte begrenzten, während sich auf der anderen Seite die erhabene unendliche Fläche des Meeres ausbreitete.

Nachdem der Jaguar sein Glas gerichtet, blickte er anfangs mit ziemlich gleichgültiger Miene nach der Stadt Galveston hinunter, welche anfing zu erwachen, und deren Straßen sich allmählich belebten, und dann auf das Festland und die noch in Stille und Einsamkeit begrabene Mündung des Trinidad.

Jetzt wandte er sich um, richtete sein Glas auf das Meer und durchforschte aufmerksam den Horizont.

Lanzi lehnte nachlässig an der Lafette einer Kanone und drehte eine Mais-Cigarette mit der vollen, ungetheilten Aufmerksamkeit, die er dieser wichtigen Arbeit zu widmen pflegte.

„Lanzi!" redete ihn plötzlich der Jaguar an, indem er sich zu ihm wandte.

„Was?" antwortete jener aufblickend, ohne sich weiter in seiner Arbeit stören zu lassen.

„Weißt Du nicht, was aus der mexikanischen Fahne geworden ist, die wir im Zimmer des Commandanten gefunden haben?"

„Nein, wahrlich nicht."

„Du solltest Dich doch gleich darnach erkundigen, Freund. Sobald Du sie gefunden hast, bringst Du sie herauf."

„Gut."

Der Halbindianer stand auf und verließ die Plattform.

Die Jagd, welche die Corvette auf den Korsaren machte, begann nämlich in dem Augenblicke, und beide Schiffe zeigten sich, wie sie mit vollen Segeln auf einander zuliefen.

„Oho!" sagte der Jaguar, „was soll daraus werden? Die Brigg ist sehr klein und schwach, um sich mit einem solchen Fahrzeuge wie die Corvette zu messen!

„Bah!" fügte er dann hinzu, „haben wir uns doch auch des Forts bemächtigt; eben so gut kann es ihnen gelingen die Corvette zu nehmen."

„Das scheint mir auch keineswegs unmöglich," sagte jetzt eine Stimme dicht neben dem jungen Manne.

Der Jaguar drehte sich um und erblickte Lanzi, der ein zusammengerolltes Stück Zeug unter dem Arme trug.

„Nun," fragte er, „wo ist die Fahne?"

„Hier habe ich sie."

„Jetzt wirst Du die Fahne dort an der Fahnenstange aufziehen, mein Freund. Damit uns aber unsere Freunde nicht mißverstehen, wirst Du einen Dolch über der Fahne befestigen. Die Einwohner von Galveston werden die Zugabe nicht bemerken, während unsere Freunde, die genauer hinschauen müssen, gleich verstehen werden, was es bedeutet."

Lanzi befolgte den erhaltenen Befehl pünktlich, und fünf Minuten später flatterte die von einem Dolche gekrönte mexikanische Flagge majestätisch von der Spitze der Fahnenstange.

Der Jaguar erlangte bald die Gewißheit, daß man sein Signal verstanden habe; denn die Brigg wartete, von der Corvette heftig verfolgt, bis sie beinahe auf Schußweite vor der Festung angelangt war, ehe sie umlegte, um in die offene See zu stechen, was sie auf keinen Fall gethan hätte, wenn sie nicht gewußt, daß sie nichts zu fürchten habe.

Während des größten Theiles des Tages verfolgte der Jaguar die hitzige Jagd der beiden Schiffe mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, und wohnte von seinem

Observatorium aus dem Fortgange des Kampfes bis zum Schlusse bei.

Gegen zwei Uhr des Nachmittags stieg er aber in die Festung hinunter, und nachdem er seinen Freunden die größte Wachsamkeit empfohlen, hüllte er sich in seinen Zarapee und verließ die Festung. Durch Lanzi's Vorsorge fand er ein Pferd am Fuße des Felsens für ihn bereit stehen, der Jaguar schwang sich in den Sattel, und nachdem er einen letzten Blick auf die Festung geworfen, drückte er seinem Pferde die Sporen in die Seiten und sprengte im Galopp davon.

Der Jaguar eilte nach dem Salto del Frayle, welchen Ort er in der vergangenen Nacht, ehe er aufbrach, um die Festung zu überfallen, dem Oberst Don Juan Melendez als Ort ihrer Zusammenkunft bezeichnet hatte.

Die Küsten Mexiko's sind vielleicht die zerklüftetsten der neuen Welt. Ganz besonders ist das Festland von Texas so abenteuerlich zerrissen, daß sich der Geist in Vermuthungen erschöpft, welche gewaltigen vorsündfluthigen Umwälzungen im Stande gewesen sein mögen, die kühnen und tiefen Spalten in die hohen Klippen des Ufers zu reißen.

Unfern vor Galveston zieht sich an der Meeresküste eine Straße entlang, die in mannigfachen Biegungen lange Zeit den Klippen des Ufers folgt. Jener Weg pflegt ziemlich besucht zu sein, und wird

von Maulthiertreibern und Reisenden aller Art, deren Ziel Mexiko ist, benutzt.

Da er ziemlich breit und bequem ist, konnte er in einem Lande, wo die breiten Heerstraßen gänzlich unbekannt sind, oder waren, denn jetzt besitzt Texas nicht nur fahrbare Straßen, sondern auch Eisenbahnen, für vortrefflich gelten. Aber an einer Stelle verengerte sich besagter Weg plötzlich, und die, wie von einem gewaltigen Säbelhiebe zerspaltene Klippe des Ufers zeigte eine Oeffnung, die mehrere Ellen breit und viele hundert Ellen tief ist.

Tief unter jenem Spalte brechen sich die Wellen fortwährend mit unheimlichem Getöse.

Auf der anderen Seite des Spaltes zieht sich der Weg weiter hin.

In Europa, wo die Regierung fortwährend darauf bedacht ist, die Communication zu erleichtern, würde man bald Mittel gefunden haben, durch eine Brücke die beiden Ufer des Spaltes mit einander zu verbinden, in Amerika ist es aber etwas Anderes. Die Regierungen haben ganz andere Dinge zu thun, als sich um die allgemeine Wohlfahrt zu kümmern.

Vor allen Dingen müssen sie so viel Steuern wie möglich eintreiben, ferner sich gegen die Pronunciamiento's und den stets regen Ehrgeiz, der darnach trachtet, sie zu stürzen, wehren. Die Folge davon ist, daß Alles geht, so gut es kann, und Jeder sich selbst hilft, so gut er's versteht.

Glücklicher Weise haben die Pferde und Maulthiere mehr Einsicht wie die Menschen, und helfen jener Nachlässigkeit durch ihren angeborenen Instinkt ab.

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, zü sehen, wie eine Recua von Maulthieren sich über den Felsenspalt weghilft.

Jene Thiere kommen langsam mit vorgestrecktem Halse herän, prüfen den Boden bei jedem Tritt, und spüren mit den Zeichen der größten Besorgniß umher. Sobald sie den Rand des Spaltes erreicht haben, stemmen sie sich mit den Vorderbeinen fest ein, stützen sich auf die Hinterbeine und bewegen schnaubend den Kopf rechts und links. Plötzlich nehmen sie ihren Anlauf und fallen auf der entgegengesetzten Seite nieder, wo sie auf den vier Füßen fest und sicher dastehen, ohne je fehlzuspringen.

In solchen Fällen ist es indessen unerläßlich, daß der Reiter des Thieres seinem eigenen Willen völlig entsage und sie ihrem untrüglichen Instinkte gänzlich überlasse. Wenn er das Thier leiten will, so ist alles verloren; Roß und Reiter stürzen unrettbar in den Abgrund, auf dessen Tiefe sie zerschmettert anlangen.

Der Name Salto del Frayle, das heißt wörtlich Mönchssprung, welchen die Stelle trägt, ist, wie die Ortschronik berichtet, bei folgender Gelegenheit entstanden.

Man erzählt, (wir enthalten uns jeder eigenen Meinung, und übernehmen für die Wahrheit gegen-

wärtiger Sage durchaus keine Bürgschaft), man erzählt also, daß einige Jahre nach der Besitznahme von Texas durch die Spanier ein Franziskanermönch, der Padre Guardian oder Prior eines Klosters, welcher angeklagt war, ein junges Mädchen, deren Beichtiger er gewesen, verführt zu haben den Händen der Häscher, die sich seiner bemächtigen sollten, durch die Flucht entging. Nachdem er bereits lange gewandert, und von den Soldaten, welche entrüstet waren, seiner nicht habhaft werden zu können, arg bedrängt wurde, gelangte er an jenen Felsenspalt. Der arme Mönch warf einen Blick auf den Abgrund und gab sich verloren; er empfahl seine Seele seinem Schutzheiligen, nahm den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld, und sprang entschlossen auf den entgegengesetzten Rand des Abgrundes. Die Soldaten, welche in dem Augenblicke anlangten, sahen deutlich, wie zwei Engel den Mönch unter beiden Armen stützten und ihn wohlbehalten auf die andere Seite brachten.

Die Soldaten knieten natürlicher Weise jetzt nieder und baten den frommen Mann, dessen Unschuld ihnen jetzt unwiederleglich erwiesen war, um seinen Segen.

Letzterer wandte sich zu ihnen, segnete sie mit strahlender Miene, und verschwand dann unter den Klängen einer sanften Musik in einer Wolke von Purpur und Gold.

So erzählten die Soldaten ihr Abenteuer, als sie in die Stadt zurückkamen. Niemand hat jemals ergründet, ob sie gelogen oder wahr gesprochen hatten.

Nur Eins ist gewiß, daß man von jener Zeit an nie wieder etwas von dem Mönche gehört hat.

Das Volk, welches stets einen Hang zum Wunderbaren hat, schenkte jener Erzählung den unbedingtesten Glauben, und es wurde eine jährliche Wallfahrt eingesetzt, welcher wir die Ehre hatten beizuwohnen. Am jedesmaligen Jahrestage des wunderbaren Sprunges jenes würdigen Priors wallfahrtet man feierlich und unter großem Zudrange des Volkes, das aus allen Winkeln von Texas herbeiströmt, nach dem Salto del Frayle. Was man auch von der Wahrheit jener Geschichte denken mag, hat doch jener Ort den Namen des Mönchssprunges behalten, und dort war es, wohin der Jaguar den Obersten Don Juan Melendez de Gongora beschieden hatte.

Die Sonne war in dem Augenblicke, wo der junge Mann den Felsenspalt erreichte, bereits tief am Horizont herabgesunken. Er warf einen Blick um sich; die Straße war verlassen, er stieg daher ab, pflöckte sein Pferd aus und streckte sich auf den Boden, um zu warten.

Er mochte eine Viertelstunde dort gelegen haben, als er den raschen Tritt eines Pferdes nahen hörte; er stand auf und sah sich um. Bald erblickte er einen Reiter, der hinter einer Biegung der Straße zum Vorscheine kam. Jener Reiter war der Oberst.

Sobald er den Jaguar erreicht hatte, grüßte er ihn und sprang vom Pferde.

„Verzeiht, mein Freund," sagte er, „daß ich Euch

habe warten lassen; es ist aber von Galveston hieher ein weiter Weg; und Ihr und Eure Gefährten habt uns so viel zu schaffen gemacht, daß wir, Vive dios! keinen Augenblick für uns haben."

Der junge Mann lächelte schlau.

„Ich habe Euch bereits vergeben, Oberst," antwortete er. „Habt Ihr etwa noch mehr schlechte Nachrichten bekommen?"

„Weder gute noch schlechte, aber wahrlich sehr unangenehme; es hat sich, wie man sagt, ein Corps von freien Schützen gebildet, und man hat Euch stark im Verdacht, der Anführer jener Truppe zu sein, die gegenwärtig das Land verheert."

„Wißt Ihr sonst nichts?"

„Nein, für jetzt nichts."

„Nun, so werde ich Euch, ehe wir scheiden, Oberst, eine Nachricht geben, die Euch, wenn ich nicht irre, sehr unwillkommen sein wird."

„Was wollt Ihr damit sagen, Freund? erklärt Euch näher."

„Noch nicht. Wir sind nicht hergekommen, um uns mit Politik, sondern nur mit unsern eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen. Wir wollen alles zu seiner Zeit thun, die Politik wird auch noch an die Reihe kommen."

„Ganz recht, sagt mir aber nur ein Wort."

„Welches?"

„Ob die Nachricht, welche Ihr mir bringt, wichtig ist."

Der Jaguar runzelte die Stirn, stampfte mit kaum bezwungener Heftigkeit mit dem Fuße auf den Boden und sagte:

„Außerordentlich wichtig."

Es folgte eine Pause.

Endlich trat der junge Mann näher zu dem Obersten heran, legte die Hand auf seine Schulter und sagte in herzlichem Tone:

„Don Juan, schenkt mir ein kurzes Gehör."

„Redet, mein Freund."

„Don Juan," fuhr er fort, „warum besteht Ihr so hartnäckig darauf, einer hoffnungslosen Sache zu dienen? Warum vergießt Ihr Euer kostbares Blut im Dienste der Tyrannen? Texas will frei sein und wird es werden! Zählt selbst, wie viel fähige Männer in Euren Reihen stehen; zwei oder drei ausgenommen, könnt Ihr mir nicht einen nennen. Mexiko ist durch zahlreiche Revolutionen, die das Land fortwährend verheeren, erschöpft und hat weder Männer noch Geld genug, um einen wirksamen Widerstand zu leisten; der mexikanische Name sogar ist in Texas verhaßt. Das Volk erhebt sich von allen Seiten gegen Euch, gleich einer fortwährend steigenden Brandung, die bald alle Dämme durchbrochen haben wird. Ihr seid von allen Seiten bedroht; kaum ein Monat wird vergehen, bis Eure Armee das Gebiet räumen muß. Bedenkt das, mein Freund, noch ist es Zeit. Steckt den Degen in die Scheide und laßt das Schicksal sein Werk vollenden."

„Hört auch mich, Freund," antwortete der Oberst in trübem Tone. „Ich weiß eben so gut, wie Ihr, Alles, was Ihr eben angeführt habt; schon lange fühle ich den Boden unter meinen Füßen wanken, und weiß, daß uns die Revolution bald verdrängen wird. Ich mache mir daher über das Schicksal, welches meiner harrt, keine Illusionen. Ich bin aber Soldat, mein Freund, und habe einen Eid geleistet; jener Eid bindet mich und ich muß ihn um jeden Preis halten. Ueberdieß bin ich Mexikaner, bedenkt das wohl, muß daher die Dinge anders ansehen wie Ihr. Außerdem," fügte er mit geheuchelter Heiterkeit hinzu, „steht es noch keineswegs so schlimm, wie Ihr meint. Ihr habt uns allerdings etliche Pueblos genommen, doch besitzen wir die Städte und herrschen auf dem Meere. Ihr erhebt Euer Siegesgeschrei zu früh, denn die Revolution von Texas ist bis jetzt nur eine Insurrektion. Später, wenn Ihr einen festen Platz und eine regelmäßige Regierung habt, werden wir ja sehen, was uns zu thun übrig bleibt. Für jetzt, Freund, haben wir noch keinen Grund zu verzweifeln und Ihr seid noch nicht so weit, wie Ihr meint."

„Vielleicht," antwortete der Jaguar in einem bedeutsamen Tone, der dem Obersten auffiel. „Ich habe es für Pflicht gehalten, Euch freundschaftliche Vorstellungen zu machen und Euch einen uneigennützigen Rath zu geben; wenn Ihr ihn nicht befolgen wollt, mein Freund, so steht Euch das natürlich vollkommen frei."

„Ihr seid mit Unrecht beleidigt, meine Worte ent-

hielten nichts Verletzendes und es war keineswegs meine Absicht, Euch damit zu kränken. Versetzt Euch aber einmal an meine Stelle; was würdet Ihr geantwortet haben, wenn ich zu Euch geredet hätte, wie Ihr zu mir?"

„Ich würde mich natürlich geweigert haben."

„Vive dios!" rief der junge Mann feurig aus.

Der Oberst lachte.

„Nun, so habe ich, wie Ihr seht, eben so gehandelt, wie Ihr es gethan haben würdet. Was habt Ihr dagegen einzuwenden?"

„Das ist wahr, ich muß Euch Recht geben. Ich war ein Thor, verzeiht mir, Freund. Waren wir übrigens nicht übereingekommen, daß wir uns wegen politischer Meinungen nicht veruneinigen wollen? Kehren wir also zu dem weit wichtigern Gegenstande unserer Zusammenkunft zurück und lassen wir vorläufig Mexiko und Texas ihre Angelegenheiten führen, wie sie es verstehen."

Der Oberst Melendez hatte seit einiger Zeit die Blicke auf das Meer gerichtet und hörte die Worte seines Freundes zerstreut an.

„Schau!" sagte er plötzlich, „seht doch da, mein Freund."

„Was denn?"

„Seht Ihr nichts?"

„Was seht Ihr denn eigentlich?"

„Nun, ich sehe die Corvette Libertad, welche eben in Begleitung einer Corsarenbrigg unter der Batterie

des Forts vor Anker legt. Allem Anscheine nach hat sie dieselbe in der Nähe des Landes geentert."

„Meint Ihr?" entgegnete der Jaguar in spöttischem Tone.

„Seht selbst."

„Ich muß bekennen, mein Freund, daß es mir einigermaßen geht wie dem heiligen Thomas."

„Das heißt?"

„Daß ich, so lange ich nicht die unwiderleglichste Gewißheit erlangt habe, dem Zeugniß meiner Augen nur geringe Wichtigkeit beilege."

Die Worte wurden in so seltsamem Tone gesprochen, daß der Oberst unwillkürlich stutzte.

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte er.

„Nichts weiter, als was ich sagte," entgegnete der Jaguar.

„Und doch scheint mir, als hätte ich mich nicht getäuscht! Ich sehe die mexikanische Flagge deutlich über der umgedrehten Fahne von Texas flattern."

„In der That," antwortete der Jaguar gelassen. „Was ist aber damit bewiesen?"

„Wie so, was damit bewiesen ist?"

„Ja."

„Seid Ihr mit dem Seewesen so wenig vertraut, daß Ihr nicht wißt, wie man nach einem Seegefechte zu verfahren pflegt?"

„Bitte um Entschuldigung, mein Freund, das ist mir vollkommen bekannt. Eben so gut weiß ich aber,

auch, daß das, was wir sehen, eine List sein kann, indem es vielleicht im Interesse der Brigg liegt, sich, nachdem sie die Corvette geentert, das Ansehen vom Gegentheile zu geben."

„Wahrhaftig," lachte der Oberst, „das heißt die Zweifelsucht weit treiben, lassen wir die Brigg und die Corvette und kehren wir zu unsern Geschäften zurück."

„Das wird allerdings das Beste sein; denn nach der Wendung zu urtheilen, welche unsre Unterhaltung nimmt, fürchte ich, daß wir, wenn wir in dem Tone fortfahren, einander schließlich gar nicht mehr verstehen werden."

Die Sonne war unterdessen untergegangen und die Nacht vollständig hereingebrochen. Die beiden Männer traten zu ihren Pferden, nahmen die Zügel derselben um den Arm, um zu verhüten, daß sie sich zu weit entfernten und schritten langsam neben einander nach der Richtung des Rio Trinidad.

Die Nacht war klar, am Himmel blitzten unzählige Sterne und die Luft war unbeschreiblich durchsichtig; es war mit einem Worte eine jener amerikanischen Nächte, deren Atmosphäre mit Wohlgerüchen erfüllt ist und zum Träumen einladet.

Die beiden jungen Leute überließen sich unwillkürlich dem Zauber jener milden Nacht. In ihre Gedanken versunken, dachte keiner von ihnen daran, das Gespräch wieder aufzunehmen, was durch so herbe Worte unterbrochen worden war.

Sie schritten bereits geraume Zeit neben einander weiter, als sie an eine Stelle kamen, wo sich die Straße in mehrere Arme theilte.

Sie hielten inne.

„Hier müssen wir uns trennen, Don Juan," sagte der Jaguar, „denn wahrscheinlich verfolgen wir verschiedene Richtungen."

„Das ist wahr, mein Freund, und ich bedaure es aufrichtig," antwortete der Oberst sanft; „ich hätte mich sehr glücklich gefühlt, wenn ich Euch immer um mich gewußt hätte!"

„Ich danke Euch, Freund, das ist aber, wie Ihr wißt, unmöglich. Wir wollen daher die wenigen Augenblicke nutzen, die wir noch beisammen sein können. Nun, was habt Ihr ausgerichtet?"

„Leider nichts, ein Soldat ist der Sklave seiner Pflicht und darf sich namentlich in Kriegszeiten nicht von seinem Regimente entfernen, ich habe daher keinerlei Erkundigungen einziehen können. Seid Ihr vielleicht glücklicher gewesen?"

„Ich will es noch nicht behaupten, obwohl ich es hoffe. Ruhig wird mir noch heute Nacht Gewißheit über Nachrichten verschaffen, die mir zugekommen sind."

„Ist jener Ruhig hier?"

„Er ist erst heute eingetroffen, doch habe ich ihn noch nicht gesehen."

„Ihr glaubt also?" fragte der Oberst eifrig.

„Ich habe Folgendes erfahren: Es bedarf, wie

ich vorausschicke, noch der Bestätigung und ich wiederhole nur Gerüchte, welche eben so gut falsch als wahr sein können."

„Gleichviel, redet, mein Freund, ich beschwöre Euch darum."

„Vor ohngefähr einem Monat ist, wie meine Kundschafter ermittelt haben, ein Unbekannter in Begleitung eines jungen Mädchens hiehergekommen. Derselbe hat einen kleinen Rancho gekauft, der einige Stunden von hier, dicht an der Meeresküste liegt. Er hat seine Besitzung baar bezahlt, sich dann mit dem jungen Mädchen in das Haus eingeschlossen und Niemand hat sie seitdem wiedergesehen. Der Mann hat sich gewissermaßen auf seiner Besitzung abgesperrt und Niemand hat Zutritt zu ihm. Es vermag allerdings Niemand zu sagen und ich selbst wage nicht zu behaupten, daß jener Mann der weiße Scalpjäger und das junge Mädchen Carmela sei. Ich bin mehrmals in der Nähe des Hauses umhergeschlichen, ohne daß es mir gelungen wäre, den räthselhaften Hausherrn zu erblicken. Thüren und Fenster sind fortwährend verschlossen, kein Laut aus dem Innern dringt nach Außen, überdieß ist auch jenes seltsame Haus vermöge seiner Lage ziemlich sicher vor neugierigen Blicken. Das ist Alles, was ich Euch mitzutheilen habe, vielleicht weiß ich schon morgen mehr."

„Nein," antwortete Don Juan nachdenklich, „jener Mann kann nicht der weiße Scalpjäger sein, ebensowenig, wie das junge Mädchen Carmela ist."

„Warum glaubt Ihr das?"

„Wegen des Dunkels, in welches sich jener Mann hüllt. Vergeßt nicht, daß der weiße Scalpjäger ein Mann ist, für welchen das unstäte Leben in der Wildniß einen zu großen Reiz hat, als daß er sich entschließen könnte, sich einzusperren. Und aus welchem Grunde sollte er es thun? Etwa um ein junges Mädchen zu hüten? Donna Carmela ist aber kein gebrechliches, schüchternes Kind, das in der dunstigen Stadtluft verkümmert und sowohl ohne Kräfte als ohne Willen ist. Im Gegentheile besitzt sie Muth und Unerschrockenheit und ist beherzt und entschlossen, würde sich daher nicht willenlos in's Joch gefügt haben. Der stärkste Mann ist, glaubt es mir, schwach, wenn ihm eine Frau mit Entschlossenheit entgegentritt. Gerade weil die Frau gewöhnlich nur einen Gedanken auf einmal faßt, ist sie uns bei Weitem überlegen und gelangt fast immer an das gewünschte Ziel. Aus welchem Grunde sollte ferner der weiße Scalpjäger, welchem die tausend unbekannten Schlupfwinkel der Wildniß zu Gebote stehen, ohne ersichtliche Ursache in die Nähe einer Stadt kommen und sich in einem volkreichen Lande niederlassen, wo er kaum hoffen durfte, unbemerkt und unbeachtet zu bleiben. Nein, mir scheint es erwiesen zu sein, daß Ihr Euch irrt."

„Vielleicht habt Ihr recht, indessen halte ich es für Pflicht, der Sache auf den Grund zu gehen und das bin ich entschlossen zu thun."

„Sicherlich, das wird das Klügste sein. Ich gestehe, daß ich gern, wenn es mir möglich wäre, dabei sein möchte. Denn gesetzt, daß der Mann, wie ich es glaube, nicht der weiße Scalpjäger ist, scheint es doch wahrscheinlich, daß das Dunkel, mit welchem er sich umgiebt, ein Verbrechen birgt, und wenn daher Euer Unternehmen auch nicht zu dem Ziele führt, welches Ihr Euch gesetzt habt, wird es wenigstens dazu dienen, ein junges Mädchen von der verhaßten Tyrannei zu befreien."

„Wer weiß?"

„Meiner Ansicht nach hätte nur ein Mann vermöge des häufigen Verkehres, den er mit den Indianern unterhält, uns auf die Spur derjenigen leiten können, welche wir leider verloren haben."

„Wen meint Ihr?"

„Treuherz."

„Das ist wahr. Die Indianer haben ihn aufgezogen und einer ihrer Stämme ihn adoptirt; er würde besser als irgend Jemand im Stande gewesen sein, uns die gewünschte Auskunft zu geben."

„Warum habt Ihr Euch nicht an ihn gewendet?"

„Aus dem einfachen Grunde, weil uns Treuherz am Tage nach der Einnahme der Hacienda del Mezquite verlassen hat, um sich zu seinem Stamme zu begeben, wohin ihn wichtige Geschäfte riefen."

„Das ist unangenehm," entgegnete der Oberst nachdenklich. „Ich weiß nicht, warum ich mir einbilde, daß

jener Jäger, den ich doch fast gar nicht kenne, da ich ihn nur einmal höchstens zehn Minuten gesprochen habe, bei unseren Nachforschungen nach der unglücklichen Carmela von wesentlichem Nutzen sein kann."

„Mag sein, daß Ihr recht habt, Oberst. Ich werde, wie gesagt, heute Nacht mit Ruhig sprechen und eine ernste Verhandlung mit ihm pflegen. Es muß ihm wenigstens ebensoviel, wenn nicht noch mehr daran liegen, wie uns, daß unsere Nachforschungen glücklich sind. Er ist ein außerordentlich besonnener Mann, der die Wildniß genau kennt. Ich werde ja hören, was er mir sagt."

„Besteht darauf, ich beschwöre Euch, mein Freund, daß ernste Schritte geschehen, um uns mit Treuherz in Verbindung zu setzen."

„Ich werde nicht ermangeln es zu thun; Ruhig wird ihn ohnedem jedenfalls sehen."

„Höchst wahrscheinlich. Jetzt kann ich übrigens offen mit Euch reden, Freund, nur die Ehre hat mich bisher bestimmt, auf meinem Posten auszuharren; ich sehne mich nach dem Besitze meiner Freiheit und warte nur auf eine günstige Gelegenheit, meinen Abschied zu nehmen. Ich möchte meine Waffenbrüder nicht in einem bedenklichen Augenblicke verlassen, ich schwöre Euch aber bei meiner Ehre, Freund, daß ich mich, sobald ich frei bin, zu Euch gesellen werde, und dann wollen wir Carmela finden oder sterben!"

Der Oberst sprach die Worte in so feurigem, leb-

haftem Tone, daß sein Freund unwillkürlich erbebte und sich einer heftigen Regung der Eifersucht nicht erwehren konnte. Der Jaguar besaß indessen Gewalt genug über sich, um die Bewegung, welche er empfand, zu überwinden, und er sagte in ruhigem Tone:

„Gott gebe, daß es dahin komme, mein Freund, was würden wir Beide vereint wirken können."

„Ihr wollt also noch heute Nacht das bewußte Unternehmen einleiten?" fuhr der Oberst fort.

„Ich werde dasselbe zwar nicht selbst leiten, aber selbst dabei sein; die Führung übernimmt ein Anderer."

„Warum nicht Ihr?"

„Es ist Ruhig's Wille, und da er der Vater Carmela's ist, muß ich mich demselben fügen."

„Allerdings; wann und wie werden wir uns wiedersehen? Ich habe den dringenden Wunsch, zu erfahren, was diese Nacht geschehen ist, und welches auch der Ausgang des Unternehmens sei, liegt mir daran, ihn zu kennen. Leider fürchte ich, daß es ziemlich schwer halten wird, uns wiederzusehen."

„Warum das?"

„Das wißt Ihr ja so gut wie ich, mein Freund! Der zwischen Euch und dem General Rubio abgeschlossene Waffenstillstand geht heute Abend zu Ende."

„Nun, weiter?"

„Ihr denkt doch, wie ich vermuthe, nicht daran, nach Galveston zurückzukehren?"

„Für den Augenblick nicht; doch könnte es in Kurzem geschehen.“

„Wir wollen uns nicht auf das Ungewisse verlassen, weil wir Gefahr laufen würden uns zu irren.“

Der Jaguar lachte.

„Ihr habt vollkommen recht,“ entgegnete er. „Indessen ist es nothwendig, daß wir uns von jetzt an in vierundzwanzig Stunden wiedersehen, nicht wahr?“

„Gewiß!“

„Wenn ich daher nicht nach Galveston kommen kann, seid Ihr hingegen nicht verhindert die Stadt zu verlassen, nicht wahr?“

„Allerdings.“

„Dann ist nichts leichter als uns zu treffen. Ich werde Euch einen Ort bezeichnen, wo Ihr mich stets finden könnt.“

„Seht Euch vor, mein Freund, seid behutsam. Ich verhehle Euch nicht, daß der General wüthend darüber ist, in die Falle gerathen zu sein, die Ihr ihm so geschickt gestellt habt und daß er Alles aufbieten wird, um sich Eurer Person zu bemächtigen.“

„Das kann ich mir wohl denken; beruhigt Euch aber, es wird ihm nicht gelingen.“

„Ich hoffe es, mein Freund, aber glaubt mir, seid nicht zu sicher.“

„Er wird es schwerlich wagen mich von dem Orte, an welchem ich in einer Stunde sein werde, wegzuholen, und es würde mich freuen, Euch dort zu

empfangen, wenn Ihr Euch entschließen könnt, mich dort zu besuchen.“

„Welcher bevorzugte Ort ist denn das, mein Freund?“

„Die Festung des Cap, lieber Freund.“

„Was!“ entgegnete der Oberst rasch, indem er ihm scharf in die Augen sah; „Ihr scherzt doch nur.“

„Keineswegs.“

„Wie? Ihr wollt mich in der Capfestung treffen?“

„Ja.“

„Das ist ja unmöglich.“

„Warum denn?“

„Ihr seid von Sinnen, Freund!“

„Bedenkt doch, daß die Capfestung bereits seit zwölf Stunden in meinen Händen ist,“ fiel ihm der Jaguar kaltblütig in's Wort; „ich habe mich derselben in der verflossenen Nacht durch Ueberrumpelung bemächtigt.“

„Wirklich!“ entgegnete der Oberst betroffen.

„Hatte ich Euch nicht verkündigt, daß ich Euch ernste Mittheilungen zu machen habe?“ fuhr der junge Mann fort. „Wollt Ihr meine zweite Nachricht auch hören?“

„Eure zweite Nachricht!“ rief der Oberst verwundert aus; „welcher Art ist jene zweite Nachricht? Nach dem, was ich eben gehört habe, muß ich mich auf Alles gefaßt machen.“

„Die zweite Nachricht ist nämlich die: die Corvette Libertad ist von der Korsarenbrigg geentert worden, mit welcher letztere bei Sonnenuntergang unter den Kanonen des Fort vor Anker geworfen hat.“

Bei dieser unerwarteten Eröffnung wankte der Oberst wie ein Trunkener; er war todtenblaß und seine Glieder zuckten krampfhaft.

„Wehe! wehe!“ rief er mit erstickter Stimme aus.

Der Jaguar konnte einem so tiefen und heftigen Schmerze seine Theilnahme nicht versagen.

„Das ist nun einmal das wandelbare Kriegsglück, lieber Freund,“ sagte er in sanftem Tone.

„Ach, so ist Galveston verloren! Galveston, was der General gelobt hatte, nimmermehr Preis zu geben!“ Nach kurzem Schweigen schwang sich der Oberst in den Sattel.

„Laßt mich scheiden,“ sagte er, „ich muß den General sofort von den beiden entsetzlichen Ereignissen in Kenntniß setzen.“

„Geht, mein Freund,“ erwiederte der Jaguar herzlich; „vergeßt nicht, daß Ihr mich in der Capfestung treffen werdet!“

„Wir sind verflucht!“ rief der Oberst verzweifelt aus; hierauf gab er seinem Pferde die Sporen, daß es sich laut wiehernd aufbäumte und sprengte mit verhängtem Zügel davon.

„Mein armer Freund!“ murmelte der Jaguar traurig, indem er ihm nachblickte, „die Nachricht hat ihn tief erschüttert!“

Nach diesen Worten schwang sich der junge Mann auf's Pferd und trat gedankenvoll den Rückweg nach der Festung an, wo er eine halbe Stunde später eintraf.

---

## Sechstes Kapitel.

### Die Landung.

Sobald der Capitain Johnson in den Hafen eingelaufen war, und eine kurze Unterredung mit El Alferez gehabt hatte, befahl er, ihm den Commandanten Rodriguez und seine Officiere vorzuführen.

Trotz der Höflichkeit, mit welcher der Commandant behandelt worden, und des Wohlwollens, welches er von Seiten der Korsaren erfahren hatte, konnte er ihnen die Art und Weise, wie sie sich seines Schiffes bemächtigt hatten, nicht verzeihen. Er war niedergeschlagen und beantwortete alle Fragen, welche man an ihn richtete, entweder durch verächtliches Schweigen, oder geringschätzige, kurze Worte.

Sobald der Stab in der Kajüte des Capitains versammelt war, stand Letzterer auf, grüßte die mexikanischen Officiere höflich und sagte:

„Meine Herren, ich beklage tief, was geschehen ist. Ich hätte gewünscht, Euch augenblicklich Eure Freiheit zurückgeben zu können, aber die Weigerung Eures

Capitains, zu versprechen, binnen Jahresfrist Nichts gegen uns zu unternehmen, nöthigt mich, bei aller Achtung, welche mir jene Weigerung einflößt, Euch, zu meinem aufrichtigen Bedauern, gefangen zu halten. Seid übrigens überzeugt, meine Herren, daß man Euch wie Caballero's behandeln wird, und daß Nichts verabsäumt werden soll, was geeignet erscheint, Euch das Drückende dieser vorübergehenden Gefangenschaft weniger fühlbar zu machen."

Die Officiere, und selbst der Commandant, verbeugten sich zum Zeichen der Dankbarkeit.

Der Capitain fuhr fort:

„Man hat alle Eure Habseligkeiten in das Boot geschafft, welches ich befohlen habe, bereit zu halten, um Euch an's Land zu bringen. Ihr werdet daher von Eurem Privateigenthume Nichts verlieren; es ist mein ernstes Streben gewesen, Euch die grausamen Wechselfälle des Krieges, so viel an mir lag, zu erleichtern. Wenn Ihr durch Nichts mehr hier zurückgehalten werdet, darf ich wohl bitten, Euch reisefertig zu machen."

„Ist es unbescheiden, wenn ich Euch frage, Capitain, wohin Ihr befohlen habt, uns zu bringen?" fragte der Commandant Rodriguez.

„Keineswegs, Commandant," antwortete der Capitain; „man wird Euch nach der Capfestung bringen, in deren Mauern Ihr bis auf Weiteres weilen sollt."

„Wie?" fragte der alte Seemann verwundert, „auf die Capfestung?"

„Ja," entgegnete der Capitain lächelnd, „auf die Capfestung, deren sich einige meiner Freunde bemächtigt haben, indessen mir die Ehre zu Theil wurde, Eure schöne Corvette zu entern, Commandant."

Der Capitain hätte noch lange in dem Tone fortfahren können; denn der alte Officier war über das, was er hörte, so betroffen, daß er seiner Sinne kaum mächtig war.

Endlich senkte er niedergeschlagen den Kopf auf die Brust, winkte seinen Officieren, ihm zu folgen, und stieg auf das Verdeck.

Ein mit zehn Mann ausgerüstetes Boot schaukelte sich vor der rechten Aufgangsleiter des Schiffes.

Der Commandant stieg, fortwährend schweigend, hinein und sein Stab folgte ihm.

„Fort!" befahl El Alferez, der im hinteren Theile des Fahrzeuges saß und das Steuer führte.

Das Boot stieß ab und war bald verschwunden. Eine Zeit lang hörte man noch die taktmäßigen Ruderschläge, welche allmählich verhallten, bis Alles wieder still war.

Der Capitain hatte der Abfahrt der Gefangenen beigewohnt. Sobald das Boot in der Dunkelheit verschwunden war, befahl er Meister Lovel die Anker zu lichten und in die offene See zu stechen, worauf er in seine Kajüte hinunterstieg.

Ein Mann erwartete ihn dort.

Es war Ruhig, der Tigertödter, der alte canadische Jäger.

„Nun?“ fragte der Jäger.

„Sie sind fort, Gott sei Dank!“ antwortete der Capitain, indem er sich niedersetzte.

„Wir sind also wieder frei?“

„Vollkommen.“

„Wenn landen wir?“

„Noch in dieser Nacht. Sind Eure Nachrichten aber auch zuverlässig?“

„Ich halte sie dafür.“

„Nun, wir werden ja bald erfahren, was wir davon zu halten haben!“

„Gebe Gott, daß es uns gelinge!“

„Hoffen wir. Glaubt Ihr, daß die Küste bewacht wird?“

„Ich fürchte es; man wird Euer Schiff wahrscheinlich an der ganzen Küste signalisirt haben.“

„Wißt Ihr nicht, ob die Mexikaner, außer der Corvette, welche wir genommen haben, noch andere Schiffe an den Landungsplätzen halten?“

„Ich glaube, daß deren noch drei vorhanden sind, welche aber schwächer sind, wie die Libertad.“

„Teufel! da müssen wir auf unserer Hut sein; nun, in Gottes Namen! Was auch geschehen mag, werde ich einen so alten Freund, wie Ihr, gewiß nicht im Unglücke verlassen. Wir haben noch drei Stunden Zeit, versucht unterdessen ein wenig zu schlafen, denn wahrscheinlich wird die Arbeit schwer werden.“

Ruhig lächelte über diese Worte; seinem Freunde

aber zu Gefallen, der sich bereits auf das Lager gestreckt hatte und sich anschickte zu schlafen, hüllte er sich in seinen Zarapee, lehnte sich in seinem Sessel zurück und schloß die Augen.

Die Nacht, welche anfangs hell und schön gewesen, hatte sich plötzlich umwölkt und verdüstert; schwere dunkle Gewitterwolken bedeckten den Himmel vollständig, der Wind heulte dumpf im Takelwerke und vermischte sich mit dem fortwährenden Rauschen der Wellen, die an die Seitenwände des Schiffes schlugen.

Die Brigg segelte schwerfällig unter dem Winde und hatte nur das Mastsegel und die Beisegel aufgezogen.

In dem Augenblicke, wo der Steuermann zwei Doppelschläge an die Glocke schlug, was die zehnte Stunde verkündete, erschienen der Capitain Johnson und Ruhig auf dem Verdecke.

Der Capitain trug einen Ueberrock von schwerem blauen Tuche. In seinem ledernen Gürtel steckte ein Säbel, zwei Pistolen und eine Axt; ein Mantel war über seine Schultern geworfen und ein breitkrämpiger Filzhut verdeckte sein Gesicht vollständig.

Der Canadier hingegen trug sein Jägerkleid; er hatte nur, in Rücksicht auf die Umstände, zwei Pistolen zu seinen gewöhnlichen Waffen hinzugefügt. Meister Lovel hatte die Befehle des Capitains mit jener gewissenhaften Pünktlichkeit erfüllt, mit der er Alles besorgte, was den Dienst betraf.

Die Landungsseile waren an den Hackbalken festgespannt und die Anker wie zum Kampfe aufgesetzt.

Vor der Aufgangsleiter der rechten Seite schaukelte sich das Boot mit seiner Mannschaft von dreißig vollständig bewaffneten Matrosen, die auf ihren Ruderbänken saßen und ihre Ruder, deren Schaufeln mit Wolle umwickelt waren, um die Schläge derselben so viel wie möglich zu dämpfen und die Wachsamkeit der Merikaner zu täuschen, zum Abstoßen bereit hielten.

„Recht so, meine Kinder," sagte der Capitain, nachdem er einen zufriedenen Blick auf jene Vorbereitungen geworfen. Hierauf wandte er sich zu Meister Lovel und fügte hinzu, „halte gute Wacht, Vater! Sollten wir um vier Uhr früh, wenn die Nachtwache abgelöst wird, nicht an Bord zurückgekehrt sein, so stich in die offene See, ohne Dich weiter um mich zu kümmern; denn es würde unnöthig sein, länger auf uns zu warten, weil wir dann in merikanische Gefangenschaft gerathen sein würden und ein längerer Aufenthalt in diesen Gewässern die Sicherheit des Schiffes gefährden könnte. Auf Wiedersehen und seid getrost! Ich hoffe, daß wir glücklich durchkommen werden."

Nachdem er die Hand des alten Matrosen herzlich gedrückt, stieg er in das Boot, setzte sich neben Ruhig auf den hintern Theil des Fahrzeuges, erfaßte das Steuerruder und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Los!"

Bei diesem Befehle löste man das Seil, welches

das Boot festhielt, die Ruder schlugen zu gleicher Zeit in das Meer und das Fahrzeug stieß ab.

Sobald es im Dunkel verschwunden war, lief Meister Lovel so schnell er konnte nach dem Hintertheile der Brigg, neigte sich über den Rand und fragte flüsternd:

„Bist Du da?“

„Ja,“ antwortete eine erstickte Stimme.

„Halte Dich bereit,“ antwortete der Hochbootsmann; hierauf wandte er sich zu einem alten Matrosen, der ihm gefolgt war, und sagte:

„Du weißt, Wills, was ich Dir gesagt habe; ich verlasse mich auf Dich, und vertraue Dir das Schiff an.“

„Seid unbesorgt, Meister,“ antwortete der Matrose, „Ihr könnt ruhig absegeln, ich werde am Ankerbalken gute Wacht halten.“

„Abgemacht! Schiffe die Leute ein und zwar die doppelte Zahl!“

Ohngefähr vierzig Matrosen, welche eben so wie die zuerst abgesegelten vollständig bewaffnet waren, glitten einer nach dem andern an einem Tauende hinab, das vom Hackbord herunterhing, und nahmen in einem zweiten Boote Platz, welches Meister Lovel heimlich hatte bereit halten lassen und dessen Leitung er in Person übernahm.

Er stieß sofort ab und richtete die Spitze des Fahrzeuges nach der Richtung, welche der Capitain eingeschlagen und welche er ziemlich genau kannte, indem

er seinen Ruderern, um sie zur Eile anzutreiben, von Zeit zu Zeit zurief:

„Vorwärts, Jungens! flink!“ Heimlich murmelte er dann, indem er mit bedeutsamem Lächeln seinen Taback kaute, in sich hinein: „Wartet nur, ich werde mich hüten und meinen Jungen von den Schurken, den Mexikanern zerbläuen lassen. Es sind wahre Krokodill und heimtückisch wie der Teufel!“

Sobald der Capitain das Schiff verlassen hatte, ließ er ein kleines Fischerdorf, dessen Lichter er durch das Dunkel flimmern sah, rechts liegen und steuerte auf einen Vorsprung zu, wo er wahrscheinlich hoffte, sicher landen zu können.

Nachdem er ohngefähr drei Viertelstunden lang weiter gefahren war, konnte man eine dunkle Linie vom Vordertheile des Bootes aus am Horizonte wahrnehmen. Der Capitain winkte seinen Leuten, eine Weile auf ihren Rudern zu ruhen, griff nach seinem Nachtfernglase und betrachtete die Lage der Küste genau.

Nach zwei bis drei Minuten schob er das Fernrohr mit der Hand wieder zu und befahl fortzurudern.

Plötzlich knirschte der Kiel des Bootes auf dem Sande, man hatte das Land erreicht.

Nachdem man sich durch einen raschen Ueberblick orientirt, sprang die Mannschaft an's Land und überließ das Boot nur einem Matrosen, der sofort in die offene See stach, um nicht vom Feinde gefangen zu werden.

Alles war still, und an der Küste, die scheinbar verödet war, herrschte ein feierliches Schweigen.

Nachdem sich der Capitain überzeugt hatte, daß wenigstens vorläufig nichts zu fürchten sei, befahl er seinen Leuten sich hinter die Klippen der Küste zu verstecken, und sagte zu Ruhig gewendet:

„Jetzt ist es Eure Sache, alter Jäger."

„Gut!" antwortete dieser kurz.

Hierauf verließ er seinen Versteck, nahm eine Pistole in die eine und eine Axt in die andere Hand und ging auf Kundschaft aus, indem er von Zeit zu Zeit inne hielt, um sich umzusehen und den tausend geheimnißvollen Lauten der Nacht zu lauschen, welche die allgemeine Stille unterbrechen, ohne daß man begreifen kann, weder woher sie kommen, noch wie sie entstehen.

Als sich der Jäger ohngefähr zweihundert Schritte von der Stelle entfernt hatte, wo man gelandet war, blieb er stehen und fing an leise die ersten Töne eines canadischen Liedes zu pfeifen. Ein zweites Pfeifen antwortete ihm und schloß die Melodie, die er mit Willen unbeendet gelassen hatte.

Man hörte Tritte und bald wurde ein Mann sichtbar.

Es war Quoniam, der Neger.

„Hier bin ich!" sagte er, „wo sind Eure Leute?"

„Hinter jenem Felsen verborgen."

„Ruft sie her, wir haben keinen Augenblick zu verlieren."

Ruhig schlug zweimal in die Hände; eine Minute später hatte ihn der Capitain mit seinen Matrosen eingeholt.

„Wo befindet sich denn die Person, welche wir befreien wollen?“ fragte der Capitain.

„In einem zwei Stunden von hier gelegenen Rancho; ich werde Euch hinführen.“

Es folgte eine Pause.

Der Capitain betrachtete das offene ehrliche Gesicht des Negers, sein feuriges schwarzes Auge, welches Kühnheit und Rechtschaffenheit ausdrückte, und fragte sich innerlich, ob ein solcher Mensch ein Verräther sein könne.

Quoniam schien seine Gedanken zu errathen, denn er sagte, indem er dem Capitain freundschaftlich mit der Hand auf die Schulter klopfte:

„Wenn ich die Absicht hätte Euch zu verrathen, so würde es bereits geschehen sein. Vertraut mir nur, Capitain; Ruhig hat mir das Leben gerettet, und ich habe das junge Mädchen, welches Ihr befreien wollt, als Kind auf meinen Armen gewiegt; meine Freundschaft und Dankbarkeit ist die Bürgschaft meiner Treue. Vorwärts!“

Ohne weiter ein Wort zu sagen, stellte er sich an die Spitze der Truppe, die ihm in einen Hohlweg folgte, der von zwei Anhöhen tief beschattet war und in welchem sie sämmtlich bald verschwanden.

Während die eben geschilderten Ereignisse am Ufer

spielten, führten zwei Personen, ein Mann und eine Frau, die in einem einfach aber bequem eingerichteten Zimmer beisammen waren, folgendes Gespräch mit einander, welches, ihrem aufgeregten Aussehen nach zu schließen, sehr stürmisch sein mußte.

Die beiden Personen waren der weiße Scalpjäger und Carmela.

Carmela ruhte in halb liegender Stellung in einer Hängematte; sie sah blaß und leidend aus; ihre Züge waren schlaff, und ihre gerötheten Augen verriethen, daß sie geweint habe.

Der weiße Scalpjäger, der die kostbare Kleidung eines mexikanischen Campesino trug, schritt hastig im Zimmer auf und ab, biß sich auf den grauen Bart und ließ seine schweren silbernen Sporen zornig auf dem Boden klirren.

„Seht Euch vor, Carmela," sagte er, indem er plötzlich vor dem jungen Mädchen stehen blieb; „Ihr wißt, daß ich keinen Widerspruch dulde und frage Euch daher zum letzten Male, ob Ihr mir den Grund Eurer beständigen Weigerung sagen wollt oder nicht?"

„Warum sollte ich ihn sagen?" entgegnete sie traurig, „Ihr würdet mich doch nicht verstehen."

„Das Weib wird mich wahrlich noch toll machen!" rief er aus, indem er die Fäuste ballte.

„Was habe ich denn wieder verbrochen?" fragte Carmela mit spöttischer Verwunderung.

„Nichts, nichts," murmelte er, indem er seine hastige Wanderung fortsetzte.

Nach einer Weile wandte er sich wieder zu dem jungen Mädchen und sagte:

„Ich bin Euch wohl sehr verhaßt?"

Carmela zuckte die Achseln ohne zu antworten, und wandte den Kopf ab.

„So redet doch!" rief er aus, indem er sie beim Arme faßte und denselben heftig schüttelte.

Carmela befreite sich aus seinen Händen und sagte bitter:

„Ich habe gemeint, daß Ihr Euch, seitdem Ihr die westlichen Prairien verlassen habt, damit begnügtet, Eure Schlachtopfer durch Eure Sklaven peinigen zu lassen, ohne Euch selbst zum Henker herabzuwürdigen."

„So!" knirschte er wüthend.

„Hört," fuhr sie fort, „die Komödie ermüdet mich, und der Sache muß ein Ende gemacht werden; ich kenne Euch jetzt gut genug, um zu wissen, daß Ihr Euch vor keiner noch so abscheulichen Gewaltthat scheuen werdet, wenn ich Euch den Willen nicht thue. Ich will denn ganz unumwunden sprechen, da Ihr es verlangt."

Hierauf stand sie auf, blickte ihn hell und herausfordernd an, und sagte in festem, entschlossenen Tone:

„Ihr fragt mich, ob ich Euch hasse? Nein, ich hasse Euch nicht, aber ich verachte Euch."

„Schweig, Unglückliche!"

„Ihr habt mir selbst befohlen zu reden, und ich werde nicht eher schweigen, bis ich Alles gesagt habe, was ich denke! Ja, ich verachte Euch, weil Ihr, statt ein armes junges Mädchen zu ehren, welches Ihr ihren Verwandten und Freunden schändlich entrissen habt, dasselbe nur quält und Euch zum Henker desselben macht. Ich verachte Euch, weil Ihr ein herzloser Mensch seid und Euch als Greis, dessen Tochter ich sein könnte, nicht entblödet zu verlangen, daß ich Euch lieben solle, unter dem nichtigen Vorwande einer Aehnlichkeit mit einer Frau, die Ihr wahrscheinlich umgebracht habt."

„Carmela!"

„Kurz, ich verachte Euch, weil Ihr einem Raubthiere gleicht und von allen menschlichen Regungen nur die Lust am Morden kennt. Weil für Euch nichts heilig ist und Ihr, wenn ich thöricht genug wäre, Euch den Willen zu thun, Gefallen daran finden würdet, mein Herz geflissentlich zu zertreten!"

„Seht Euch vor, Carmela!" rief er zornig aus und trat einen Schritt näher.

„Drohungen!" fuhr sie mit erhobener Stimme fort. „Als ob ich nicht recht gut wüßte, daß bereits Alles zu meiner Marter vorbereitet ist! Ruft Eure Sklaven, mein Gebieter und laßt mich martern! Wißt aber, daß ich nie, ja nie, hört Ihr wohl! darein willigen werde, Euch zu gehorchen. Ich bin nicht so verlassen, wie Ihr zu glauben scheint, ich habe Freunde, die ich liebe und die mich wieder lieben. Beeilt Euch!

denn wenn Ihr mich nicht heute tödtet, werde ich vielleicht schon morgen befreit!"

„Das ist zu viel!" sagte der weiße Scalpjäger in dumpfem, unartikulirten Tone, „eine solche Keckheit darf nicht ungestraft bleiben. Glaubst Du wirklich, thörichtes Kind, daß Deine Freunde kommen werden? Die sind weit weg," fügte er bitter lachend hinzu; „wir sind vollkommen sicher hier, und ich werde Mittel finden, hörst Du wohl? Deinen Widerstand zu besiegen."

„Nimmermehr!" rief sie hastig aus. Hierauf eilte sie auf ihn zu, trat dicht vor ihn hin und fügte hinzu:

„Ich biete Dir Trotz, Bube! der es wagt eine Frau zu bedrohen."

„Herbei!" rief der weiße Scalpjäger mit tigerartigem Geheul aus.

Plötzlich öffnete sich das Fenster mit Geräusch und Ruhig zeigte sich.

„Ihr habt gerufen, wie ich glaube, Sennor?" sagte er in ruhigem Tone, indem er in das Zimmer sprang und mit entschlossenen, gemessenen Schritten näher trat.

„Mein Vater! mein Vater!" rief das arme Kind jubelnd aus und warf sich entzückt in seine Arme, „bist Du endlich da?"

Der betroffene weiße Scalpjäger stand bestürzt über die unvermuthete Erscheinung des Jägers, warf rathlose Blicke um sich und konnte seine Fassung nicht wieder gewinnen.

Nachdem der Canadier den warmen Empfang des jungen Mädchens herzlich erwiedert hatte, legte er sie sanft in die Hängematte und wandte sich dann zu dem weißen Scalpjäger, der endlich anfing seine Fassung wieder zu gewinnen.

„Ich bitte um Verzeihung, Sennor," sagte er völlig unbefangen, „weil ich Euch meinen Besuch nicht vorher gemeldet habe, wir stehen uns aber, wie Ihr wißt, etwas gespannt gegenüber und wenn ich Euch geschrieben hätte, würdet Ihr mich wahrscheinlich nicht angenommen haben, aus welchem Grunde ich vorgezogen, mit Gewalt einzuschreiten."

„Zur Sache, Sennor, was wollt Ihr von mir?" antwortete der Scalpjäger trocken.

„Erlaubt mir die Bemerkung, Sennor," antwortete Ruhig in demselben gelassenen Tone, „daß mir eine solche Frage aus Eurem Munde mindestens sonderbar vorkommt. Ich will ganz einfach meine Tochter zurücknehmen, welche Ihr mir entführt habt."

„Eure Tochter?" entgegnete Jener spöttisch.

„Meine Tochter, ja, Sennor."

„Könnt Ihr mir etwa beweisen, daß jenes junge Mädchen Eure Tochter ist?"

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß Donna Carmela eben so wenig Eure Tochter ist, wie die meinige, wir daher die gleichen Rechte auf sie haben und ich eben so wenig genö-

thigt bin, sie Euch zurückzugeben, als Ihr berechtigt seid, sie zu fordern."

„Das ist ja unangenehm," entgegnete der Jäger höhnisch.

„Nicht wahr?" entgegnete der weiße Scalpjäger.

Ruhig lächelte ironisch.

„Ich glaube, daß Ihr in einer seltsamen Täuschung befangen seid, Sennor," entgegnete er gelassen.

„So!"

„Schenket mir einen Augenblick Gehör. Ich werde Eure Zeit nicht lange in Anspruch nehmen, denn vermuthlich ist dieselbe sehr kostbar. Ich bin nur ein armer Jäger, Sennor, dem die Anforderungen der Welt und die Spitzfindigkeiten der Civilisation fremd sind. Indessen bin ich der Meinung, daß derjenige, welcher sich eines Kindes von der Wiege an annimmt, es pflegt und mit stets gleicher Liebe und Zärtlichkeit erzieht, sich mit viel mehr Recht den Vater desselben nennen kann, als derjenige, welcher es, nachdem er ihm das Leben gegeben, verläßt und sich nie wieder um dasselbe bekümmert. Das ist meine Ansicht von den väterlichen Rechten, Sennor. Möglich, daß ich mich täusche, da Ihr mir aber auf keinen Fall weder Lehren noch Befehle zu geben habt, werde ich handeln wie mir es gut dünkt, Ihr mögt damit einverstanden sein, oder nicht. Komm, liebe Carmela, wir haben uns nur zu lange hier verweilt."

Das junge Mädchen sprang rasch auf und stellte sich neben den Jäger.

„Einen Augenblick, Sennor!“ entgegnete der weiße Scalpjäger; „Ihr habt zwar entdeckt, wie man in das Haus hinein kommt, aber nicht wie man wieder hinaus kann!“

Bei diesen Worten griff er nach zwei auf dem Tische liegenden Pistolen, mit welchen er auf den Canadier zielte, indem er schrie:

„Herbei! Herbei!“

Ruhig warf gelassen seinen Rifle über die Schulter.

„Ich werde Euch verbunden sein, wenn Ihr mir den Weg zeigen wollt,“ sagte er gleichmüthig.

Ungefähr zehn Sklaven und mexikanische Soldaten stürmten jetzt polternd in das Zimmer.

„Haha!“ lachte der Scalpjäger, „habe ich Dich endlich, alter Tigertödter?“

„Bah!“ antwortete eine spöttische Stimme, „noch nicht.“ In dem Augenblicke drang der Capitain mit seinen Matrosen unter entsetzlichem Geschrei wie ein Gewittersturm durch das Fenster, welches bereits dem Canadier Zutritt verschafft hatte, ein.

Jetzt entstand eine unaussprechliche Verwirrung und ein entsetzliches Durcheinander; die Lichter wurden ausgelöscht, worauf die Sklaven, welche größtentheils unwaffnet waren und nicht wußten, wie groß die Zahl ihrer Feinde sei, nach allen Richtungen entflohen.

Der Scalpjäger wurde von den Flüchtlingen mit fortgerissen und verschwand mit ihnen.

Die Texaner benutzten die Bestürzung ihrer Feinde, um den Rancho zu räumen und den Rückzug anzutreten.

„Mein Vater," sagte das junge Mädchen, „ich wußte wohl, daß Du kommen würdest."

„Ach!" rief der Jäger entzückt aus, „wie unaussprechlich glücklich bin ich darüber, daß Du mir endlich zurückgegeben bist."

„Eilen wir, eilen wir!" rief der Capitain aus, „wer weiß, ob wir nicht bald von einem mächtigeren Feinde überfallen werden."

Auf seinen Befehl nahmen die Matrosen das junge Mädchen in ihre Mitte und eilten im Geschwindschritte nach dem Ufer davon.

Aus der Ferne vernahm man das Schmettern der Hörner und das Wirbeln der Trommeln, welche die Truppen unter die Waffen riefen.

Am Horizonte konnte man bereits die dunklen Gestalten der Soldaten unterscheiden, die offenbar in der Absicht herbeieilten, den Insurgenten den Rückweg abzuschneiden.

Letztere rannten athemlos und erschöpft immer weiter.

Das Ufer zeigte sich bereits vor ihren Blicken; nur noch wenige Schritte und sie hatten es erreicht.

Plötzlich stürmte eine Truppe unter der Führung des weißen Scalpjägers auf sie ein und schrie:

„Nieder, nieder mit den Texanern, tödtet, mordet sie!"

„Mein Gott!" rief Carmela erbebend aus und

faltete andächtig die Hände, „mein Gott! wirst Du uns verlassen?"

„Kinder!" sagte der Capitain zu seinen Matrosen gewendet, „wir dürfen nicht mehr hoffen zu siegen, sondern müssen sterben!"

„Wir wollen sterben, Capitain!" antworteten die Matrosen einmüthig, indem sie sich gegen die Mexikaner wandten.

„Vater," sagte das junge Mädchen, „Du wirst mich doch nicht lebend in die Klauen des Tigers fallen lassen?"

„Nein," antwortete Ruhig, indem er einen Kuß auf ihre bleiche Stirn drückte, „hier, mein Kind, hast Du einen Dolch!"

„Dank!" sagte sie, indem sie die Waffe mit freudestrahlenden Blicken ergriff; „jetzt habe ich die Gewißheit, ungehindert sterben zu können."

Die Texaner hatten sich, um von den Mexikanern nicht eingeschlossen zu werden, mit dem Rücken gegen einen Felsen gelehnt und erwarteten den Angriff der Mexikaner mit vorgestrecktem Bayonette.

„Ergebt Euch, Ihr Hunde!" rief ihnen der Scalpjäger geringschätzig zu.

„Was fällt Euch ein," entgegnete der Capitain, Ihr seid von Sinnen, Sennor! Als ob Männer wie wir sich je ergeben würden."

„Vorwärts!" brüllte der Scalpjäger.

Die Mexikaner drangen mit unaussprechlicher Wuth auf ihre Feinde ein.

Jetzt begann ein heldenmüthiger, hartnäckiger Kampf, ein unmöglich Gefecht zwischen dreihundert Mann und dreißig; ein gräßliches Gemetzel ohne Gnade und Barmherzigkeit, in welchem die Texaner, welche überzeugt waren, daß sie Alle fallen würden, beschlossen hatten, sich ein Denkmal von den Leichen ihrer Feinde zu errichten.

Nach zwanzig Minuten, die eine Ewigkeit zu dauern schienen, standen nur noch zwölf der Texaner; achtzehn von ihnen waren gefallen! Der Capitain, Ruhig, Quoniam und neun Matrosen waren allein noch übrig und verrichteten wahre Wunder der Tapferkeit.

„Endlich!“ rief der Scalpjäger aus, indem er herbeisprang, um sich Carmela's zu bemächtigen.

„Noch nicht,“ entgegnete Ruhig, indem er ihm einen Axthieb versetzte.

Der Scalpjäger wich dem Hiebe durch einen Seitensprung aus und erwiederte ihn mit seinem Machete.

Ruhig stürzte auf ein Knie. Er hatte eine Stichwunde in den Schenkel erhalten.

„Ach!“ rief er verzweifelnd aus, „sie ist verloren! mein Gott, sie ist verloren!“

Carmela erkannte, daß ihr keine Hoffnung mehr bleibe. Sie richtete die Spitze ihres Dolches auf ihre Brust und rief dem Scalpjäger zu:

„Wenn Ihr einen Schritt näher kommt, falle ich todt zu Euren Füßen nieder.“

Der unbändige Mann stutzte unwillkürlich über die Entschlossenheit, welche aus den Blicken des jungen

Mädchens leuchtete und bedachte sich einen Augenblick, bald aber fand er seine gewohnte Grausamkeit und entgegnete:

„Gleichviel, so kannst Du auch keinem Anderen gehören.“

Hierauf stürzte er mit wildem Geheul auf sie zu.

Der Jäger, welcher sah, in welcher gefährlichen Lage sich seine Tochter befand, raffte seine ganze Kraft zusammen und mit übermenschlicher Anstrengung gelang es ihm, aufrecht mit drohender Geberde vor seinem Feinde zu stehen.

Die beiden Männer wechselten einen grimmigen Blick und stürzten über einander her.

Carmela lag, halb todt vor Entsetzen, zwischen beiden Gegnern am Boden, und ihr Körper bildete eine Schranke, welche sie nicht zu übersteigen wagten, doch kreuzten sie die Klingen ihrer Machete, die unheimlich gegen einander klirrten, über demselben.

Unglücklicherweise war Ruhig, in Folge der erlittenen Wunde, nicht im Stande, den erbitterten Kampf lange auszuhalten, sondern konnte die schreckliche That, welche er verhindern wollte, nur auf kurze Zeit verzögern. Er sah es selbst ein, denn während er sein Machete mit so großer Behendigkeit handhabte, daß sein Feind kaum zu Athem kommen konnte, warf er einen unruhigen Blick um sich: Quoniam kämpfte wie ein Löwe an seiner Seite.

„Freund!“ sagte er in herzbrechendem Tone, „ich beschwöre Dich, bei Allem, was Dir theuer ist, rette sie, rette Carmela!“

„Und Ihr?“ entgegnete der Neger.

„Ach!“ antwortete der Jäger großmüthig, „was liegt daran, was aus mir wird, wenn sie nur jenem Unmenschen entgeht und glücklich ist.“

Quoniam zauderte einen Augenblick: ein Gefühl der Trauer und des Mitleidens sprach sich in seiner Miene aus. Als ihm aber der Jäger noch einen letzten Blick voll unaussprechlicher Trostlosigkeit zuwarf, entschloß er sich endlich, ihm zu gehorchen, und neigte sich, indem er seine rothe, bluttriefende Axt senkte, zu dem jungen Mädchen.

Letztere richtete sich aber plötzlich in die Höhe, sprang auf wie eine Löwin und rief verzweifelnd aus:

„Laßt mich! laßt mich! er stirbt um mich, ich will ihn nicht verlassen!“

Bei diesen Worten stellte sie sich entschlossen neben ihren Vater.

Sobald die beiden Männer, welche sich so erbittert um den Besitz des jungen Mädchens stritten, sahen, daß sie sich bewegte, traten sie unwillkürlich einen Schritt zurück und senkten die Klingen ihrer Machete.

Doch war die Frist nur von kurzer Dauer, denn sie hatten kaum einen Augenblick gerastet, als sie mit erneuter Wuth auf einander eindrangen.

Jetzt warfen sich Texaner und Mexikaner mit erneuter Wuth in das Gewühl, und der Kampf entbrannte wieder erbitterter wie je.

---

## Siebentes Kapitel.

### Vorwärts!

Meister Lovel trieb unterdessen seine Ruderer unablässig zur Eile an, um bald an das Ufer zu gelangen. Doch trotz seines Wunsches, die Fahrt zu beschleunigen, war es ihm doch nicht möglich, das Land so bald zu erreichen, wie er gewollt; denn da er die Küste nicht kannte, daher auf's Geradewohl rudern mußte, traf das Boot wiederholt gegen unterseeische Klippen, wodurch er, weil er seine Richtung fortwährend ändern mußte, viel Zeit verlor. Als er endlich die Küste erreichte, war der Capitain bereits lange gelandet.

Der alte Seemann ließ sein Boot neben dem des Capitain anlegen, um sich im Nothfalle desselben bedienen zu können; dann sprang er, von seinen Matrosen begleitet, an's Land und drang behutsam tiefer in's Land hinein.

Kaum war er auf gut Glück wenige Schritte weiter gegangen, als er die Tritte mehrerer Menschen in wüthender Eile nahen hörte, und bald aus dem

Hohlwege, welchen wir früher erwähnten, die Matrosen in wilder Flucht herauskommen sah, die den Capitain begleitet hatten, gefolgt von einer Anzahl mexikanischer Soldaten.

Meister Lovel verlor in dieser Verlegenheit nicht den Kopf. Statt sich in das Gewühl zu stürzen, legte er sich mit seinen Leuten hinter ein Gebüsch peruanischer Palmen und Mahagonyeichen, das sich in der Nähe befand, in Hinterhalt und schickte sich mit großer Besonnenheit an, im günstigen Augenblicke zu Gunsten seiner Kameraden einen Ausfall zu wagen.

Die Texaner lehnten gegen einen kaum zehn Schritt vom Meere entfernten Felsen und wehrten sich mit verzweifeltem Muthe gegen die Ueberzahl ihrer Feinde. Noch eine Minute, so war es um sie geschehen und sie mußten sämmtlich sterben. Plötzlich ertönte der Ruf: „Vorwärts! Texas y libertad!" hinter den Mexikanern prasselte ein mörderisches Feuer, das im Vereine mit einem lauten Geschrei bald darauf Schrecken und Verwirrung in den Reihen der Soldaten verbreitete. Es war Meister Lovel, der zur Rettung seines Capitains oder seines Pflegesohnes, wie er sich in seiner treuherzigen Weise ausdrückte, einen Ausfall wagte. Die Mexikaner, welche bereits gesiegt zu haben glaubten, geriethen über den unerwarteten Angriff in Schrecken, indem sie aus der Heftigkeit, mit welcher derselbe erfolgte, schlossen, daß sie eine starke Truppe jener gefürchteten freien Schützen, die unter dem Befehle des in der mexikanischen

Armee bereits gefürchteten Jaguar standen, überfallen habe.

In der Ueberzeugung, daß die Texaner in großer Anzahl gelandet und nur zum Scheine zurückgewichen seien, um sie desto sicherer in die Schlinge zu locken, zögerten sie, fingen dann an zu weichen und folgten schließlich dem Drange eines panischen Schreckens, den ihre Officiere nicht im Stande waren zu bemeistern, durchbrachen ihre Reihen, warfen die Waffen weg und flohen noch allen Richtungen.

Die Texaner fühlten sich durch den wunderbaren Beistand des alten Matrosen sowohl, als durch die Stimme ihres Capitains ermuthigt und verdoppelten ihre Anstrengungen.

Ruhig verband sein Bein mit einem Tuche und trat unter dem Beistande Quoniam's, der während des Kampfes keinen Fuß breit von ihm gewichen war, den Rückweg nach den Booten an, indem er Carmela mit sich fortschleppte, während der Capitain und seine wackeren Matrosen den Nachtrab bildeten.

Letztere drehten sich wie gehetzte Löwen fortwährend um, um mit erhobenen Aexten und Bayonetten über die wenigen Mexikaner herzufallen, welche die Officiere endlich gesammelt hatten, die indessen nicht wagten, die gefährlichen Gegner, die sie im Laufe des Kampfes fürchten und würdigen gelernt hatten, zu hart zu bedrängen.

Die Matrosen erreichten endlich unter fortwährendem Kampfe die Boote, welche bereit standen, sie aufzu-

nehmen. Der Capitain Johnson befahl die Verwundeten in das eine Fahrzeug zu schaffen, während er mit Ruhig, Quoniam und den wenigen dienstfähigen Männern, die ihm noch geblieben waren, in das andere stieg und das Boot mit den Verwundeten in's Schlepptau nehmend, glücklich in die offene See stach.

Dieser kecke Rückzug, der unter dem feindlichen Feuer bewerkstelligt wurde, ging mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Präcision von Statten.

Ein Theil der Matrosen schoß auf die Mexikaner, die am Ufer standen, während der andere Theil kräftig nach der Brigg ruderte.

Bald verschwand die Küste im Dunkel, das Geschrei der Feinde klang entfernter, das Schießen hörte auf, die Lichter, welche man am Ufer hin und her schweben sah, verloschen, und Alles war wieder still.

„Ach!“ seufzte der Capitain befriedigt auf, indem er Meister Lovel die Hand reichte, „ohne Dich, Vater, waren wir verloren!“

„Ich dachte mir, bei Gott, wohl,“ antwortete der alte Matrose vergnügt lachend und sich die Hände reibend, „daß irgend ein thörichter Streich im Werke sei, weil Ihr gegen mich den Geheimnißvollen spieltet; deshalb schöpfte ich gleich Verdacht.“

Der Capitain beantwortete diese Worte des würdigen Hochbootsmannes nur durch einen neuen Händedruck, während Carmela mit gefalteten Händen und die

Blicke gen Himmel gerichtet, der Vorsehung für ihre wunderbare Rettung auf den Knieen dankte.

„Hier ist unsere Gerettete," sagte Ruhig, „seid versichert, Capitain, daß ich nie vergessen werde, wem ich die Rettung meiner Tochter verdanke!"

„Bah! alter Jäger," lachte der Capitain, „ich habe nur das Versprechen gehalten, was ich Euch gegeben hatte; Ihr wißt, daß ich gelobt, Euch mit Gefahr meines Lebens beizustehen."

„Ihr lieft große Gefahr, Euren Einsatz zu verspielen," bemerkte Meister Lovel. „Uebrigens," fügte er einlenkend mit verbindlicher Miene hinzu, „begreife ich, wenn ich auch sonst nicht viel von dergleichen verstehe, daß man seinen Hals wagen kann, um eine so hübsche Corvette zu entern."

Diese Bemerkung verbreitete unter den Matrosen wieder die gewohnte Heiterkeit, welche in Folge der jüngsten ernsten Ereignisse vorübergehend verschwunden war.

„Wir sind doch gewiß außer Gefahr, nicht wahr, mein Vater?" fragte Carmela mit einer Angst, die sie nicht zu unterdrücken vermochte.

„Ja, mein Kind, beruhige Dich," antwortete der Jäger, „wir befinden uns jetzt in Sicherheit."

Im nämlichen Augenblicke begannen die Matrosen, als wollten sie die Worte des Canadiers bestätigen, oder vielleicht eher in der Absicht, den Feind zu höhnen, dem sie so wunderbar entkommen waren, einen jener rythmischen Gesänge, die dazu dienen, den Takt anzu-

geben und die ein Jeder mit einem Drucke auf das Ruder wiederholt.

Wir lassen hier die ersten Strophen jenes Schifferliedes folgen, was vielmehr als ein Beispiel seemännischer Poesie, als wegen seines speziellen Werthes hier Platz finden mag.

Nachdem Meister Lovel das ungeheure Stück Kautaback, was er im Munde hatte, mehrfach hin und her geworfen, winkte er den Matrosen des Bootes und stimmte zuerst in rauhen Tönen das Lied an, was der Chor nach ihm wiederholte:

„Trotz Wind und Wetter,
Trotz Sonnengluth,
Theilt mit dem Ruder
Die bewegliche Fluth.“

Jener Gesang, den das Rauschen der Wellen und das Heulen des Windes dumpf begleitete, schwebte über das Wasser und wurde vom Winde den Mexikanern hingetragen, die noch am Strande versammelt waren.

„Achtung, Jungens,“ fuhr Meister Lovel fort, „haltet ordentlich Takt.“

Hierauf fuhr er fort:

„In China giebt es Klumpen Goldes
Und jeder schmucke Seemann soll,
Wie unser Capitain versichert,
Sich füllen beide Taschen voll.“

Die ganze Mannschaft wiederholte in munteren Tönen die ganze Strophe.

„Jetzt hört auf mich," sagte der Capitain Johnson, der sich freute, seine Matrosen so bald zu der gewohnten Heiterkeit zurückkehren zu sehen und der sich ihrer munteren Laune anschließen wollte:

„In Mexiko, erzählt der Lieutenant,
Steht gar das Paradies bereit,
Und jeder wohlgestalte Bursche
Dort eine ächte Houri freit."

„Bei Gott!" sagte Meister Lovel, als der Chor die letzte Strophe wiederholt hatte, „das ist ein ächtes Corsarenlied; Achtung jetzt:

„Den Wein, den man vom Feind erbeutet,
Schenkt sich der Seemann wacker ein,
Denn der Matrose weiß nichts Schön'res,
Wie kämpfen und betrunken sein."

Die letzten Strophen fanden weit ungetheilteren Beifall, als die vorhergehenden. Meister Lovel fühlte sich durch den Beifall ermuthigt und stimmte ungesäumt die vierte Strophe an:

„Falsch sind die Weiber aller Orten,
Der Schiffsjung' sagt's und meint dabei:
Das Spiel der Wellen sei ihm lieber,
Als Gold und Liebeständelei."

Die Ruderer wiederholten im Chore den letzten Vers unter lautem Lachen und schlossen, indem sie die Ruder kräftig bewegten:

„Trotz Wind und Wetter,
Trotz Sonnengluth,
Theilt mit dem Ruder
Die bewegliche Fluth."

Jenes Lied, das wie die meisten Schifferlieder in's Unendliche fortgeht, würde wahrscheinlicher Weise noch lange gewährt haben, wenn nicht plötzlich der Capitain gebieterisch zur Ruhe gemahnt hätte.

„Gehen wir einer neuen Gefahr entgegen?" fragte Ruhig besorgt.

„Vielleicht!" antwortete der Capitain, der seit einiger Zeit mit gerunzelter Stirn in die Ferne spähte.

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Seht!" antwortete der Capitain, indem er den Arm nach der Richtung des Fischerdorfes ausstreckte, was wir früher erwähnt haben.

Ruhig griff nach dem Fernglase.

Ein Dutzend große Boote bog, mit Soldaten angefüllt, aus einer kleinen Bucht und stach in die offene See.

Das Meer war stürmisch, der Wind heftig und das mit Menschen überladene Boot, welches noch ein zweites im Schlepptau führte, konnte sich nur langsam fort bewegen.

Die Gefahr, welcher man entronnen zu sein glaubte, erstand in neuer Gestalt und nahm dieses Mal ein drohendes Ansehen an, denn die Mexikaner kamen rasch näher und mußten sich bald in Schußweite befinden.

Die Brigg, deren hohe Masten man bereits erblickte, war allerdings höchstens zwei Klaftern von den Booten der Texaner entfernt; aber die wenigen Matrosen, welche man an Bord zurückgelassen hatte, genügten nicht, um

die nothwendigen Manöver auszuführen und mit dem Schiffe den Booten auf wirksame Weise zu Hülfe kommen zu können. Die Lage wurde mit jedem Augenblicke bedenklicher, als der Capitain aufstand und sagte:

„Kinder! zehn der besten Schwimmer müssen in's Meer springen und mit mir das Schiff herholen."

„Capitain!" rief der Jäger aus, „was wollt Ihr thun?"

„Euch retten," antwortete er kurz und schickte sich an, seine Absicht auszuführen.

„Oho!" fiel ihm Meister Lovel rasch in's Wort, „ich werde eine solche Thorheit nimmermehr zugeben."

„Schweigt, mein Herr," entgegnete der Capitain barsch; „ich allein habe hier zu befehlen."

„Aber Ihr seid verwundet!" wendete der Hochbootsmann ein.

Der Capitain Johnson hatte in der That einen Axthieb erhalten, der tief in seine rechte Schulter gedrungen war.

„Schweigt, sage ich! ich dulde keine Einwendungen."

Der alte Matrose senkte den Kopf und wischte sich verstohlen eine Thräne aus dem Auge.

Nachdem der Capitain dem Jäger die Hand gedrückt, stürzte er sich mit seinen zehn Matrosen entschlossen in's Meer und war bald im Dunkel verschwunden.

Carmela war bei der Nachricht einer neuen Ge-

fahr zusammengebrochen und lag auf dem Boden des Bootes.

Meister Lovel lehnte sich über den Rand des Fahrzeuges und bemühte sich seinen Herrn zu entdecken. Große Thränen rollten seine gebräunten Wangen hinunter und seine Glieder zitterten krampfhaft.

Die Mexikaner kamen näher und näher. Schon waren sie nahe genug, daß man die Zahl ihrer Boote unterscheiden konnte, während eine Goëlette jetzt ebenfalls aus der Bucht bog und mit vollen Segeln auf die Boote zukam, um den Erfolg des Angriffes zu sichern.

In dem Augenblicke erhob sich ein verzweifelter, erschütternder Schrei, der einem Sterbeseufzer glich, und erfüllte die beherzten Männer, die sich vor keiner Gefahr scheuten, mit Entsetzen.

„Der Unglückliche!“ rief Ruhig aus, indem er aufstand und Miene machte, in's Meer zu springen.

Lovel hielt ihn beim Gürtel fest und zwang ihn trotz seines Widerstandes, sich niederzusetzen.

„Was beginnt Ihr?“ fragte er ihn.

„Ich trage meine Schuld gegen Euren Capitain ab, der sein Leben für mich gewagt hat, indem ich das meinige wage, um ihn zu retten.“

„Recht so, bei Gott!“ rief der Hochbootsmann aus, „Ihr seid ein wackerer Mann. Haltet Euch aber ruhig, das geht Euch nichts an, sondern ist meine Sache,“ und ehe Ruhig Zeit gefunden, ihm zu antworten, stürzte er sich in die Fluth.

Der Capitain hatte seine Kräfte zu hoch angeschlagen. Kaum war er im Wasser, als seine Wunde anfing heftig zu schmerzen und sein Arm völlig gelähmt war. Er versuchte mit der Standhaftigkeit, die ein Grundzug seines Charakters war, den Schmerz zu bezwingen; die Natur trotzte aber seinen Bemühungen und seiner Willenskraft, seine Blicke umwölkten sich, seine Bewegungen wurden matt und er fühlte, daß er untersank.

Da stieß er das Angstgeschrei aus, welches Meister Lovel veranlaßte, sich unbedenklich in die Fluth zu stürzen.

Zehn Minuten verstrichen, zehn Minuten der bangsten Erwartung, während welcher die an Bord Zurückgebliebenen kaum zu athmen wagten.

„Muth gefaßt, Jungens!“ rief plötzlich die Stimme Lovel's athemlos, „er ist gerettet!“

Die Matrosen erhoben ein Jubelgeschrei, lehnten sich über die Ruder und verdoppelten ihre Anstrengungen.

Eine furchtbare Salve antwortete ihnen und die Kugeln flogen pfeifend in die Seitenwände des Bootes, daß das Wasser rings umher hoch aufspritzte.

Die Mexikaner hatten sich auf Schußweite genähert und eröffneten ein furchtbares Feuer auf die Texaner.

Letztere antworteten nicht, sondern ruderten standhaft weiter.

Ein dumpfer Donner ließ sich vernehmen, welchem Angstgeschrei und Flüche folgten, worauf eine dunkle Masse unter dem Winde des Bootes heran kam.

Es war die Brigg, die ihren Booten zu Hülfe kam und im Vorübersegeln die feindlichen Fahrzeuge theils in den Grund bohrte, theils verstreute.

Sobald Carmela den Fuß auf das Verdeck des Schiffes setzte, fiel sie, von der erlittenen Gemüthsbewegung überwältigt, in Ohnmacht.

Ruhig nahm sie in seine Arme und trug sie mit Hülfe Quoniam's und des Capitains schleunigst in die Kajüte.

„Capitain, Capitain!“ rief ein Schiffsjunge, indem er in das Zimmer stürzte, „die Mexikaner, die Mexikaner!“

Während die Texaner damit beschäftigt waren ihre Verwundeten an Bord zu schaffen, hatte man, in der Ueberzeugung, daß alle oder doch der größte Theil der mexikanischen Boote vom Schiffe in den Grund gebohrt seien, nicht daran gedacht die Feinde, die man vernichtet wähnte, zu überwachen.

Letztere benutzten diese Fahrlässigkeit geschickt, um sich zu sammeln, unter den Schnabel der Brigg zu rudern und keck an Bord zu steigen, indem sie an den Ketten der Rüstseile emporkletterten und sich aller Tauenden bedienten, deren sie habhaft werden konnten. Glücklicher Weise hatte Meister Lovel die Landungsseile am vorhergehenden Abend aufspannen lassen, und in Folge jener klugen Maßregel des alten Seemannes fand der verzweifelte Ueberfall der Mexikaner nicht den gewünschten Erfolg.

Die Texaner griffen, der Stimme ihres Capitains gehorchend, von Neuem nach den Waffen und stürzten sich über die Mexikaner her, welche so ziemlich Herren des Vordertheiles des Schiffes waren, wo sie anfingen sich festzusetzen.

Ruhig, Quoniam, der Capitain Johnson und Lovel bewaffneten sich mit Aexten und stellten sich mit blitzenden Augen und zornig aufgeworfenem Munde in die erste Reihe, um die Leute durch ihr Beispiel anzuspornen, wacker ihre Pflicht zu thun.

Da entspann sich auf einem engen Raume von höchstens zwanzig Ellen im Geviert eines jener entsetzlichen Seegefechte ohne Ordnung und Gesetz, wo die blinde Wuth die Wissenschaft ersetzen muß.

Ein gräßlicher Kampf, ein furchtbares Gemetzel, wo die Lanzenstiche, Axt- und Säbelhiebe blind hernieder fielen, wo jede Wunde tödtlich war, und der an jene scheußlichen Gefechte aus der rohesten Zeit des Mittelalters erinnerte, wo die körperliche Kraft allein Gesetze vorschrieb.

Der weiße Scalpjäger hatte sich nie mit so großer Erbitterung geschlagen. In seiner Wuth, die Beute entkommen zu sehen, deren er sich so keck bemächtigt hatte, schien er sich in seinem sinnlosen Zorne vervielfältigen zu können, denn fortwährend tummelte er sich, heulend wie ein Raubthier, im dichtesten Gewühle, spähte nach Carmela umher und brannte vor Begierde denjenigen umzubringen, der sie ihm so keck entrissen hatte.

Das Glück schien ihm flüchtig lächeln zu wollen, indem er sich plötzlich dem Capitain gegenüber befand.

„Jetzt ist die Reihe an uns Beiden!" rief er ihm jubelnd entgegen.

Der Capitain erhob seine Streitaxt.

„Nein, nein!" rief Ruhig aus, indem er sich hastig zwischen beide warf, „dieses Opfer gehört mir! Nur ich, ich allein will den Tiger in Menschengestalt tödten. Ueberdieß," fügte er hohnlachend hinzu, „ist es ja mein Beruf die wilden Thiere zu tödten; jenes dort soll mir nicht entgehen."

„Ja!" entgegnete der weiße Scalpjäger, „Dich führt in der That Dein Unstern zu mir. Wohlan, so magst Du zuerst daran kommen."

„Du wirst sterben, Elender!" antwortete der Canadier, „hast Du doch gewagt meine Tochter zu entführen, und glaubtest Dich wohl geborgen. Ich habe Dir aber nachgespürt, seit drei Monaten folge ich Dir auf Schritt und Tritt, und harre des günstigen Augenblicks der Rache."

Als der Scalpjäger diese Worte hörte, fiel er wüthend über seinen Feind her. Letzterer that nicht einen Schritt, um ihm auszuweichen, sondern faßte ihn im Gegentheile in seine nervigen Arme, legte sich mit seiner ganzen Last auf ihn und suchte ihn umzuwerfen, während er zugleich mit der Spitze seines Dolches in seine Seite stach.

Die beiden Männer glichen, wie sie mit blitzenden

Augen und schäumendem Munde, von einem unversöhnlichen Hasse beseelt, sich stumm und fürchterlich Brust an Brust umfaßt hielten, und Jeder bemüht war den Gegner zu tödten, des eigenen Lebens nicht achtend, wenn nur der Feind umkam, einem Paar im Kampfe mit einander begriffenen Raubthieren.

Die Texaner und Mexikaner hielten beiderseits inne und waren entsetzte Zuschauer des scheußlichen Kampfes.

Endlich stürzte der Jäger, der schon vorher schwer verwundet war, hin und zog seinen Gegner mit sich zu Boden.

Letzterer stieß ein Triumphgeschrei aus, das in einem schmerzlichen Seufzer endete; Quoniam hatte sich blindlings über ihn hergestürzt, unglücklicher Weise fielen Beide, da er seinen Sprung nicht genau berechnet hatte, in das Meer, welches sich schäumend über ihnen schloß.

Die Mexikaner, welche sich ihres Anführers beraubt sahen, waren nur darauf bedacht zu flüchten, und eilten in wilder Hast nach ihren Booten.

Eine Minute später hatten sie Alle die Brigg verlassen.

In dem Augenblicke kam Quoniam wieder herauf. Der wackere Neger triefte von Wasser, er that einige unsichere Schritte und brach dann neben Ruhig zusammen, um welchen sich Carmela und der Capitain eifrig bemühten, und der eben anfing zur Besinnung zurückzukehren.

Bald fühlte sich der Jäger kräftig genug, um si
aufzurichten.

„Nun," fragte er Quoniam, indem er den Ko
zu ihm wandte, „ist er todt?"

„Ich glaube es," antwortete der Neger.

„Hier," fügte er hinzu, indem er ihm einen klein
Gegenstand reichte, den er in der Hand hielt.

„Was ist das?" entgegnete der Jäger.

Quoniam schüttelte traurig den Kopf.

„Seht," sagte er.

Nachdem der Jäger den Neger aufmerksam be
trachtet hatte, in dessen Zügen sich eine, für einen Man
wie ihn, seltsame Niedergeschlagenheit aussprach, frag
er mit Besorgniß:

„Bist Du schwer verwundet?"

Der Neger schüttelte den Kopf.

„Nein," antwortete er, „ich bin nicht verwundet.

„Was fehlt Dir denn sonst?"

„Nehmt das hier," wiederholte er, indem er abe
mals die Hand hinüberreichte, „nehmt das und Ih
werdet es wissen."

Ruhig war über eine solche Hartnäckigkeit erstaun
und streckte seinerseits den Arm aus.

„Gieb!" sagte er.

Quoniam reichte ihm einen Gegenstand, welche
er den Blicken der Umstehenden entziehen zu wolle
schien. Sobald es der Canadier angesehen hatte, stie
er einen Schrei der Ueberraschung aus.

„Wo hast Du das gefunden?“ fragte er ängstlich.

„Wie ich mich dem Manne nachstürzte, fand ich, ich weiß nicht wie, die Kette mit dem, was daran ist, zufällig in meiner Hand. Als ich in's Wasser fiel, hielt ich die Kette fest, hier ist sie, macht damit, was Ihr wollt.“

Nachdem Ruhig den räthselhaften Gegenstand nochmals betrachtet, verbarg er ihn mit einem tiefen Seufzer auf seiner Brust.

Plötzlich richtete sich Carmela entsetzt in die Höhe.

„Sieh, o sieh! mein Vater!“ rief sie aus. „Wehe! Wehe! wir sind verloren.“

Der Jäger erbebte bei der Stimme des jungen Mädchens, und seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Was geht denn vor?“ murmelte er matt.

„Für dieses Mal,“ sagte der Capitain barsch, „sind wir, wenn nicht ein Wunder geschieht, wie Donna Carmela sehr richtig sagt, verloren.“

Bei diesen Worten deutete er auf ohngefähr dreißig kriegsmäßig ausgerüstete Boote, die mit der größten Schnelligkeit herankamen und einen Kreis um die Brigg schlossen, aus welchem es ihr unmöglich sein würde zu entrinnen.

„Ach, das ist zu viel Unglück!“ rief Carmela verzweifelnd aus.

„Nein, es kann nicht sein,“ entgegnete Ruhig rasch, „Gott kann uns nicht verlassen!“

„Wir sind gerettet!“ rief Meister Lovel aus; „wir

sind gerettet! Seht, seht, die Boote legen um und entfernen sich."

Die Mannschaft stieß ein jubelndes und triumphirendes „Hurrah!" aus.

Bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erschien die Corvette Libertad vor der Hafendurchfahrt von Galveston und war kaum zwei Kanonenschüsse von der Brigg entfernt.

Die mexikanischen Boote ruderten kräftig landwärts.

Bald waren sie sämmtlich verschwunden.

Die Brigg steuerte nun auf die Corvette zu und beide segelten gemeinschaftlich nach dem Landungsplatze. Eine Stunde später lagen beide Schiffe unter dem Schutze der Kanonen der Festung vor Anker.

Die Schiffe hatten kaum ihr Ziel erreicht, als ein Boot an der Brigg anlegte. Dasselbe kam von der Festung und brachte den Jaguar und El Alferez herüber.

Die mexikanischen Gefangenen waren der Obhut des Jaguars übergeben worden, der zwar befohlen hatte, sie streng zu bewachen, es aber doch für angemessen erachtete, sie im Innern der Festung frei umhergehen zu lassen.

Das Gelingen der beiden abenteuerlichen Unternehmungen, welche die Texaner gewagt hatten, trug wesentlich dazu bei, die Sache, welcher sie dienten, zu fördern. Der Aufstand hatte sich binnen weniger Stunden in eine Revolution verwandelt und die Führer der Insurgenten waren nun Männer von Bedeutung geworden.

Der Jaguar wünschte die Sache rasch abzuwickeln. Er wollte die wahrscheinliche Muthlosigkeit der Mexikaner benutzen, um die Uebergabe der Stadt womöglich ohne Schwertstreich zu erlangen.

Der junge Insurgentenführer hatte während seines Gespräches mit dem Obersten Melendez demselben den Erfolg seiner Unternehmungen absichtlich so plötzlich eröffnet; denn er rechnete auf die Bestürzung, welche der General Rubio bei dieser Nachricht empfinden würde, um seine Absichten für die Zukunft zu fördern.

Ehe aber der Jaguar etwas unternahm, wollte er sich mit seinen Freunden in Verbindung setzen, um mit ihnen zu überlegen, wie er sich bei dieser wichtigen Veranlassung benehmen solle, indem ihn keineswegs verlangte die Verantwortlichkeit der gemeinschaftlich gefaßten Beschlüsse allein zu übernehmen.

Er zeigte sich dadurch nicht nur besonnen, sondern auch vollkommen uneigennützig, besonders nach dem Benehmen, was er seit dem Beginne der Feindseligkeiten mit der mexikanischen Regierung beobachtet hatte, und der hohen Stellung, zu welcher er unter seinen Anhängern gelangt war.

Da aber keines Menschen Herz, selbst das reinste und ehrlichste nicht, frei von jenen Schwächen ist, die ein Erbtheil der menschlichen Natur ausmachen, so trieb auch den Jaguar ein anderer Beweggrund, den er vielleicht kaum wagte sich selbst zu gestehen, zu seinem eiligen Besuche auf der Brigg.

Jener tief verborgene Beweggrund war kein anderer, als der Wunsch, den Erfolg des von Ruhig geleiteten Unternehmens gegen den Rancho des weißen Scalpjägers möglichst bald zu erfahren.

Kaum hatte daher der junge Mann den Fuß auf das Verdeck gesetzt, als er, ohne die herzlichen Begrüßungen seiner Freunde zu beachten, die herbeigeeilt waren, ihn an der Aufgangstreppe zu empfangen, nach Ruhig fragte, welchen er mit gerechtfertigtem Erstaunen unter den Anwesenden vermißte. Der Capitain winkte ihm statt der Antwort, ihm zu folgen.

Der junge Mann konnte sich ein so geheimnißvolles Benehmen nicht erklären und stieg daher ängstlich besorgt in die Kajüte hinunter.

Dort sah er Ruhig auf einem Lager ausgestreckt liegen. Eine Frau saß weinend neben ihm auf einem Sessel.

Der Jaguar war im Begriffe zusammenzubrechen und erblaßte. Er hatte Carmela in jener Frau erkannt.

Seine Bewegung war so heftig, daß er sich gegen die Wand lehnen mußte, um nicht umzusinken.

Das junge Mädchen blickte, sobald sie Tritte nahen hörte, auf.

„Ach!“ rief sie aus und schlug vergnügt in die Hände, „seid Ihr es, seid Ihr es endlich!“

„Ich danke Euch, Carmela!“ antwortete er mit erstickter Stimme, „ich danke Euch für diese freundlichen Worte, sie beweisen mir, daß Ihr mich nicht vergessen habt.“

„Wie hätte ich Euch, dem ich nächst meinem Vater Alles verdanke, vergessen können! Ihr wißt wohl, daß es unmöglich ist.“

„Ich danke Euch wiederholt, Ihr wißt nicht, könnt nicht wissen, wie glücklich Ihr mich gegenwärtig macht, Carmela! Mein ganzes Leben will ich Euch weihen und werde doch nicht im Stande sein, Euch die Wonne zu vergelten, die Ihr mir bereitet. Endlich seid Ihr frei! Der wackere Ruhig, ich wußte, daß es ihm gelingen müsse.“

„Der Erfolg ist theuer erkauft, mein Freund.“

„Was wollt Ihr damit sagen? Hoffentlich ist er nicht schwer verwundet?“

„Ich fürchte das Gegentheil, mein Freund.“

„Ach, wir werden ihn retten!“

„Tretet näher, Jaguar,“ sagte jetzt der Jäger mit matter Stimme, „reicht mir Eure Hand, damit ich sie drücke.“

Der junge Mann trat rasch näher.

„Von ganzem Herzen,“ antwortete er und reichte ihm die Hand.

„Der Kampf war heiß, mein Freund,“ fuhr der Canadier fort, „der Mann ist ein Löwe.“

„Ja, ja, er ist ein böser Gegner; Ihr habt ihn aber endlich doch bezwungen?“

„Ja, Gottlob! Ich werde aber Zeitlebens an ihn gedenken, wenn ja der Himmel giebt, daß ich wieder aufstehe.“

„Canarios! Das wird hoffentlich bald geschehen.“

Der Jäger schüttelte den Kopf.

„Nein, nein," entgegnete er, „ich verstehe mich auf Wunden, weil ich deren nicht nur selbst viele ausgetheilt, sondern auch genug erhalten habe. Die meinigen sind schwer."

„Habt Ihr wirklich keine Hoffnung aufzukommen?"

„Das will ich nicht behaupten. Ich versichere Euch aber, daß mancher Tag vergehen wird, ehe ich wieder in die Wildniß zurückkehren kann," entgegnete der Jäger mit einem erstickten Seufzer.

„Bah! wer weiß? Jede Wunde, welche nicht tödtlich ist, kann bald geheilt werden, sagen die Indianer und sie haben Recht. Was ist denn aus jenem Manne geworden?"

„Er ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, todt," antwortete Ruhig in dumpfem Tone.

„Das ist ja vortrefflich."

In dem Augenblicke schaute der Capitain Johnson zur Thür herein und sagte:

„Ein Fahrzeug, das eine Parlamentairflagge trägt, legt neben dem Schiffe an; was soll geschehen?"

„Es soll angenommen werden, sangre de dios! soll angenommen werden, mein bester Johnson. Jenes Boot bringt uns, wenn ich nicht sehr irre, gute Nachrichten."

„Unsere Freunde wünschen, daß Ihr zugegen seid, um die Vorschläge, welche man uns wahrscheinlich machen wird, anzuhören."

„Was sagt Ihr dazu, Ruhig?" fragte der junge Mann, zu dem alten Jäger gewendet.

„Geht, Freund, wohin Euch die Pflicht ruft," antwortete dieser; „ich fühle, daß ich der Ruhe bedarf. Eure Abwesenheit wird übrigens nicht lange dauern, nicht wahr?"

„Gewiß nicht! Und sobald ich frei bin, kehre ich zu Euch zurück, um Euch an's Land schaffen zu lassen. Euer Zustand verlangt Pflege, die Ihr hier nicht haben könnt."

„Ich nehme Euern Vorschlag an, Freund, und zwar um so mehr, als ich selbst glaube, daß mir die Landluft wohl thun wird."

„Abgemacht also," sagte der Jaguar erfreut; „auf baldiges Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!" entgegnete Ruhig und sank auf sein Lager zurück.

Nachdem sich der junge Mann vor Carmela verbeugt hatte, welche ihm mit einem sanften, trüben Blicke antwortete, verließ er die Cajüte in Begleitung des Capitains und stieg auf das Verdeck zurück.

In unsrem nächsten Werke werden wir sämmtlichen Personen der gegenwärtigen langen Erzählung wieder begegnen, denn der entscheidende Augenblick ist gekommen. Die Freiheit und der Despotismus stehen sich endlich einander gegenüber, und vielleicht entscheidet schon eine Schlacht das Schicksal eines ganzen Volkes.

Ende.

Schnellpressendruck von Ernst Stürke (C. Schumann) in Sachsen

Aimard, Gustave,

Die freien Schützen Von Gustav Aimard. Deutsch von W. E. Drugulin

Bd.: 3

Leipzig 1862